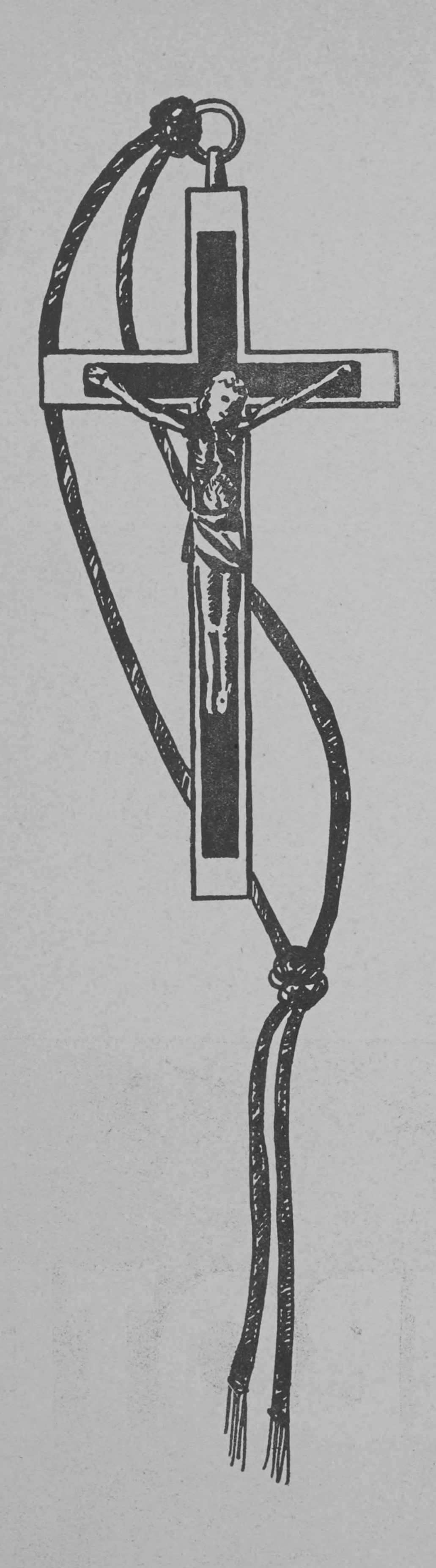
Januar 1950



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

1950 ist ein großes heiliges Jahr. Die katholische Christenheit betet mit dem Heiligen Vater um die allgemeine Rückkehr der ganzen Menschheit zu Jesus Christus. Nicht nur die Abgefallenen sollen den Weg zu Ihm zurückfinden, auch den Heiden soll das Licht der Welt während des Heiligen Jahres 1950 in ganz besonderem Maße kommen.

Überall in der Welt hat der Marianische Missionsverein Mitglieder. Überall in der Welt werden die Mitglieder unseres Missionsvereins opfern und beten um die Verbreitung des Reiches Christi.

Der Monat Januar ist der Monat der Heiligen Familie. Wir möchten hiermit alle Mitglieder unseres Missionsvereins bitten, ihr Beten und Opfern für die Heiligung aller Familien der Welt, insbesondere aber der Heidenfamilien dem Herrgott darzubringen. Wer ein ganz großes und schönes Opfer bringen will, möge uns wenigstens ein neues Mitglied werben. Der Handel ist gut — wie eben jeder Gotteshandel gut ist. Die Mitglieder beten drei Gegrüßet seist du Maria täglich, in der Meinung der Oblatenmissionen, und sie opfern für die Erziehung neuer Oblatenmissionare einen Dollar jährlich. Dafür wird jeden Tag ihres Lebens, solange sie dem Verein angehören, eine heilige Messe für sie gelesen. Dazu kommen noch alle Ablässe, die auf der Mitgliedskarte beschrieben sind.

Überall sucht man das Heilige Jahr 1950 zu einem wirklich groß-christlichem Jahr zu machen. Auch wir, der Marianische Missionsverein, sollte das tun. Wir sollten groß wachsen, an Beten, an Missionsfrömmigkeit, an Opfer und auch an Mitgliedern. Das Blühen eines jeden Vereins hängt von den Mitgliedern ab. Auch das Blühen des Marianischen Missionsvereins.

Mit dem neuen Jahre sind auch die Vereinsgelder neu zu zahlen. Senden Sie bitte Ihr Vereinsgeld an den Schriftleiter, Cosine, Sask. Suchen Sie uns neue Mitglieder zu werben. Was man für Gott tut, ist nicht verloren.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. Januar 1950, North Battleford, Sask. No. 4

Dies und Das

1950 „Es war die beste Zeit, und es war die allerschlimmste Zeit. Es war das Jahrhundert der Weisheit, und es war das Jahrhundert der Torheit. Es war die Epoche des Glaubens, und es war die Epoche des Unglaubens; die Zeitspanne des Lichtes, und die Zeitspanne der Finsternis; der Frühling des Hoffens, und der Winter des Verzweifelns. Wir hatten alles vor uns liegen, und wir hatten nichts vor uns liegen. Wir alle gingen geradeaus dem Himmel zu, und wir alle waren auf dem Wege, der in entgegengesetzte Richtung führt."

So schrieb der englische Schriftsteller Dickens über das Jahr 1775. So steht es in weit erschreckenderer Schrift über den eben vergangenen Tagen der ersten Hälfte unseres zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben.

Alles war da. Und alles kam mit Macht und Größe, das Antlitz der Erde, das Antlitz der Völker und der Menschen immer wieder erneuernd. Erneuernd von laut sich brüstenden Selbstsicherheit zur zitternden Unsicherheit. Erneuernd von Übersattheit zum Hunger, von hohen Planen zum tiefen Versinken, von Weisheit zur Torheit, vom Leben zum Tod.

Neu macht alles der Frühling. Neu belebt alles der warme Regen, der nach heißen Sonnenstrahlen des hohen Sommers Äcker und Saaten benetzt. Neu macht alles die Güte, die der Mensch zurückruft in sein Herz. Neu macht alles der hohe Gott, dessen Flut der Gnade Seligkeiten und Ewigkeiten schafft.

Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts jedoch konnte bis jetzt nur eines erneuern, und das ist das Antlitz des schlagenden Kains und das Antlitz des erschlagenen Abels. Das Antlitz der Sünde und das Antlitz überbluteter Trümmer.

Alles war während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts da. Alles. Nur nicht die Weisheit. Nur nicht das Glauben und wirklich aussichtsvolles Hoffen. Alles hatten wir vor uns liegen, und heute haben wir nichts. Nichts als nur jene Sünde, die gerade zu dieser Stunde, in der ersten Nacht des neuen Jahres, die Häuser, die Straßen und die Städte der Menschen durchgröhlt.

Diese Sünde hat unserem Jahrhundert Antlitz gegeben. Diese Sünde und ihre Folgen sind es, die da immer wieder erneuern die Tiefen unserer Täler der Tränen.

Himmelhoch wächst der Mensch in seiner Sünde. Über die Himmel kann er jedoch nicht wachsen.

über allen Himmeln herrscht die Allmacht alles Wissens, aller Weisheit und aller Kraft. Und der Mensch kann sie nicht erreichen. Sein hochauf stürmender Stolz ist getragen von der Selbstsucht. Die Selbstsucht aber trägt in sich alle Ohnmacht des Wissens, alle Ohnmacht der Weisheit und der Kraft.

Darum bleibt Geschwätz, was der Mensch sagt. Und was er tut, wird zur Torheit.

Höllentief wächst der Mensch in seiner Sünde. über alle Hölle aber herrscht Satan mit einer Macht, die es immer wieder versucht, sich der Macht Gottes gleichzustellen. Und der Mensch kann nicht einmal die Macht Satans erreichen. Der Mensch kann fluchen und lästern und zerstören und töten. Er kann es aber nur für eine kurze Spanne Zeit. Dann kommt er unter die Faust beider. Unter die Faust Gottes und unter die Faust Satans.

Beides hat unser Jahrhundert zu ergreifen versucht, Himmel und Hölle. Himmel und Hölle sind jedoch zeitlos. Sie haben keine Jahrhunderte. Nur die Erde hat Tage und Jahre, Geburt und Tod, Wachstum und Vergehen. Nur die Erde hat alles, was am irdischen Menschen ist, und Himmel und Hölle haben keinen Raum dafür. Keinen Raum für das Planen und Zielen der Menschen. Keinen Raum für das Wollen und Rechten und Drohen und Herrschen der Söhne Evas. Ja, nicht einmal unsere Erde hat Raum dafür. über ihr liegt ein Fluch, und der heißt:

„Weil du das getan hast, soll der Erdboden deinetwegen verflucht sein. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln soll er dir tragen und doch mußt du das Kraut der Felsen essen. Im Schweiße deines Angesichtes wirst du das Brot essen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du ja genommen bist, denn Staub bist du, und zum Staube mußt du wieder zurück."

Es hat sich dieser Fluch an unserem Geschlechte verwirklicht. Nicht jeder von uns hat ihn bis jetzt zu spühren bekommen, das ist war. Noch nicht jeder! Wir haben ihn jedoch von den uns vorangegangenen Jahrhunderten übernommen. Unser Jahrhundert hat nie dagewesene Kräfte benutzt, diesen Fluch aus der Welt zu schaffen. Und es hat den Kampf verloren. Denn nie war die Welt ein Tal solcher Tränen, ein Tal dermaßiger Unsicherheit, ein Tal solchen Hassens und Drohens wie heute.

Und die Erde trägt weiter Dornen und Disteln.

Das Heilige Jahr. Am Nachmittag des 24. Dezembers eröffnete Papst Pius XII. das Heilige Jahr. Aus aller Not und Verzweiflung, aus den Tiefen unserer Aussichtslosigkeit und Verwirrung erhebt sich das Hoffen des Geistes zu Ihm, dessen Wort Macht hat und dessen Segnen Frucht trägt. Er hat geflucht, und Er hat am Tage der Weihnacht gesegnet. Er hat gestraft, und Er hat versprochen, dem zurückkehrenden Menschen Erlösung zu schenken. Er hat alles erschaffen und geplant, Er war zu den Seinen gekommen, und Er macht zu Kinder Gottes jene, die Ihn aufnehmen.

Daß sie Ihn wieder aufnehmen, ist die große Meinung christlichen Betens und Büßens wahrend des Heiligen Jahres.

Gott selbst braucht es ja nicht, daß wir Ihm Aufnahme geben. Nicht Gott braucht uns, aber wir brauchen Ihn. Seine befreiende Hand ist unsere Rettung. Die einzige Rettung, die es gibt. Und ohne sie ist nichts. Nichts als Hölle auf Erden und Hölle in der Ewigkeit.

Folgende besondere Meinungen hat Papst Pius XII. der Christenheit während des Heiligen Jahres vorgelegt:

1. Daß jeder durch Beten und Büßen Sühne für seine Sünden leiste und so mithelfe, eine Erneuerung christlicher Sittsamkeit und christlicher Tugend aufzubauen, auf daß eine allgemeine Rückkehr aller Menschen zu Christus die Frucht dieses großen Jubiläumsjahres werde.

2. Ununterbrochen soll zu Gott gebetet werden, die Glaubenstreue zum göttlichen Erlöser und zu Seiner Kirche in jedem Menschenherzen mit unbeugsamer Kraft zu füllen.

3. Gebetet und gebüßt soll werden für die Rechte der Kirche, auf daß sie unverletzt und ungestört wirken können, was ihnen zu wirken aufgetragen wurden, trotz aller Verschwörungen, Anschläge und Verfolgungen.

4. Gebetet und gebüßt soll werden für alle, die nicht im Besitze des katholischen Glaubenslichtes sind, die da abseits des rechten Weges wandeln. Auch für jene, die Gott verleugnen und hassen. Auf daß sie alle vom Lichte Gottes erleuchtet, von der Gnade Gottes erfaßt, und zurückgeführt werden zum Gehorsam des Gesetzes des heiligen Evangeliums.

5. Gebetet und gebüßt soll werden, daß überall, besonders in Palästina, Friede herrsche. Friede, der da kommen soll durch gerechte Lösung aller Weltfragen. Friede, der den Klassen der Menschen alles Hassen und alle Uneinigkeit aus den Händen nimmt. Der sie zusammenbringt in Gerechtigkeit und brüderlicher Einigkeit.

6. Gebetet soll werden, daß den Verarmten Möglichkeit gegeben werde, durch eigene Arbeit wieder menschlich leben zu können, und daß, wo dieses nicht möglich ist, dem Armen vom Großsinn und von der Liebe der Reicheren alle nötige Hilfe komme.

7. Gebetet und gebüßt soll werden für den Frieden im Herzen aller, in jedem Haus, in jeder Nation, in der ganzen großen Familie der Menschen.

Wie würde das Antlitz der Erde sich ändern, wenn die Christenheit diesen Plan zur Richtschnur alles Denkens und Handelns des Jahres 1950 nähme! Wir haben hier unsere allerletzte Zuflucht vor uns. Wir haben hier alles vor uns liegen, Weisheit, Glauben, Licht, Hoffen und den Weg zum Himmel. Fehlt dieser Plan, dann bleibt uns nichts. Nichts, als die große Barmherzigkeit Gottes, deren Weiten wir heute schon nicht mehr verstehen können. Der Mensch will nicht zur Vernunft kommen, und Gott bleibt trotz aller Sünde und trotz aller Trümmer doch barmherzig.

Wo beginnt die göttliche Barmherzigkeit, und wo hat sie ihr Ende?

Wo beginnt die göttliche Gerechtigkeit, und wo wird sie ihr Ende haben?

Ob das Heilige Jahr uns Antwort auf diese Fragen geben wird, wissen wir nicht. Es wird viel Segen auf Erden bringen. Segen jenen, die es betend und büßend verbringen werden.

„Behüte uns, o großer Gott, auf daß wir es Dir leben, das Heilige Jahr 1950!"

Der Schriftleiter.

Lieber Leser! Wie steht es mit deinem Marienboten? Hast du ihn schon bezahlt? Wenn nicht, tue es sofort. Der Marienbote ist das einzige katholische Blatt, das uns noch in unserer Sprache übriggeblieben ist. Er kämpft einen schweren Kampf. Den Kampf um Bestehen oder Nichtbestehen. So wie alles Gute immer schwere Kämpfe fechten muß. Sollen wir ihn aufgeben? „Wenn Gutes sich einet, muß Bestes entstehen!", sagt man. Einen wir unseren festen Willen, nicht nachzugeben, ja, aufzubauen, was wir noch haben. Es gibt immer noch sehr viele Menschen in der Welt, die sich für die deutschsprechenden Katholiken Canadas interessieren. Zeigen wir, was wir sind. Besonders aber zeigen wir unserem Gotte, daß wir immer noch leben und leben wollen, Ihm zur Ehre, unserer Nachkommenschaft zum unvergehbaren Segen.

Eine anfregende Nacht

Eine wahre Geschichte von Lehrer Werner.

Es war am 22. Oktober 1920, als ein Landwirt in dem einsam gelegenen Dorfe M . . . an einem schönen Herbstnachmittag seine Feldbestellung machte. Seine Kinder von sechs, vier und zwei Jahren suchten nach den letzten Blümlein am sonnigen Feldrain. Nachdem der Vater aufgehört hatte, mit seinem Pfluge Furchen zu ziehen, kehrte er heim. Auch zwei der Kinder folgten in das 100 Meter entfernte Elternhaus. Nur die zwei Jahre alte kleine Elisabeth kam nicht nach Hause. Wo sie geblieben war, wußte niemand. Alles Rufen und Suchen war vergeblich. Schon eilte man nach dem nahen Dorf, um dort vielleicht das vermißte Kind zu finden. Vergebens! Niemand hatte es gesehen, kein Mensch wußte, wo es geblieben war. Einige hilfsbereite Dorfbewohner halfen den bedrängten Eltern im nahen Walde suchen. Umsonst! Die Aufregung wurde größer, als es anfing dunkel zu werden.

Durch Zufall erfuhr der Lehrer des Dorfes von diesem Vorfall. Sofort ging er ans Werk und alarmierte die Dorfbewohner. Die Jugend folgte restlos und auch viele ältere Leute stellten sich zur Verfügung. In langer ausgeschwärmter Linie ging es nun vorwärts in die mondhelle Nacht hinein. Alle Suchenden mußten durch Rufen, Pfeifen und Johlen und allerlei Instrumente einen ohrenbetäubenden Lärm machen, um das vielleicht irgendwo schlafende Kind zu wecken. Auf ein verabredetes Zeichen durch Hornsignal setzte lautlose Stille ein, um das erwachende Kind vielleicht rufen oder weinen zu hören. So ging das Suchen bis über Mitternacht nach allen Himmelsrichtungen. Ein jeder hätte gern der in höchster Aufregung zu Hause gebliebenen Mutter das Kind wohlbehalten wieder gegeben. Doch alles war umsonst.

Starker Reif lag über der Erde, als die emsigen Sucher spät nach Mitternacht ihre Schritte heimwärts lenkten. Nur einer setzte nicht aus, der Vater! Bei sämtlichen Bürgermeistern der Umgegend hatte er noch in der Nacht vorgesprochen und Erkundigungen eingeholt, ob vielleicht böse Hände sein Kind irgendwo abgesetzt hätten. Nichts.

Am frühen Morgen erschien die bedauernswerte Mutter bei ihrem Pfarrherrn, um ein Amt zu Maria, der Mutter der immerwährenden Hilfe zu bestellen. Gerne sagte ihr der mitleidige Priester zu. Sie selbst hatte nicht die Ruhe, der hl. Handlung beizuwohnen, sondern lief querfeldein dem Walde zu, um zu suchen und immer wieder zu suchen. Die andächtigen Beter bestürmten in dieser Zeit die himmlische Mutter um ihre Hilfe. Flehentlich schallte der Gesang durch die kleine Dorfkirche: . . . . „daß Maria eine Bitte nicht gewährt, ist unerhört."

Die Evangeliumsglocke läutet, die Mutter im nahen Walde sucht, verzweiflungsvoll. Wiederum singt's . . . „Hast du Mutter deinen Söhnen, deine Hilfe je versagt?"

Still wird's in der Dorfkirche, Wandlung läutet's. Andächtig schlagen die Gläubigen auf ihre Brust. Auch im Walde oben kniet die Mutter im nassen Grase — still — sie betet! — Noch einmal ruft die Glocke! Und alles betet! — Nachdem die bekümmerte Mutter im tiefen Wald ihr Gebet durch Kreuzzeichen beendet, ruft sie im Aufstehen aus tiefstem Herzen abermals mit schwerem Seufzer: „Elisabeth!" — „Mutter!", ruft entgegen eine zarte Kinderstimme aus hohem reifbedeckten Grase aus wenig Schritt Entfernung. Die Hände streckt entgegen ihr Kind. Schnell ergreift es die glückliche Mutter und eilt aus dem hohen Walde in ihr naheliegendes Haus. — Am Schluß des Gottesdienstes hatte der Ortspfarrer noch ein gemeinsames Vaterunser in diesem Anliegen mit den Gläubigen zusammen gebetet und als die Kirchenbesucher aus dem Gotteshaus traten, hörten sie, daß ihr Gebet erhört war. Welcher Jubel! Maria hat geholfen!

In der Neujahrsnacht



Die Glocken klingen dröhnend:
Es mahnt vom Turm und Turm.
Wie viele Herzen bangen,
Umbraust vom Jubelsturm?
Es neigen sich die Häupter
Und denken still zurück.
Die wirren Wünschen flattern
Und suchen, suchen Glück.
Es gehen viele Träume,
Die Hoffnung wecken, um.
Die Sterne Gottes lächeln —
Wie sind sie hell und stumm!
Ein Jahr ist hingegangen,
Ein neues Jahr begann ....
Wird dir wohl Segen bringen,
Was dir dein Fleiß gewann?
Wird Plan um Plan dir scheitern?
Wird dich der Wind verwehn?
Wirst du entäusch und traurig,
Vor grauen Trümmern stehn ...?
Mein Herz, dich soll bedrängen
Der Schwarm der Fragen nicht!
Die guten Wege führen
Durch sanftes Gnadenlicht.
Willkommen, helle Höhen,
Willkommen, rauhe Schlucht! — —
Nur wer verriet die Liebe,
Bleibt immer auf der Flucht:
Er hat der ew'gen Öde
Die Seele ja geschenkt ...
Der wandert froh und sicher,
Den Glauben hebt und lenkt.
Was kommt aus Gottes Händen,
Soll mir willkommen sein!
O Herr, du weißt, mein Wollen
Mein Wunsch, mein Werk, sind dein!
Soll ich am Schmerze wachsen,
Gib mir das Schmerzes Glut:
Versage mir Gelingen —
Folgt ihm der Übermut!

Ernst Noedelchen.

Leise rieselt der Schnee,
still und starr ruht der See,
weihnachtlich glänzet der Wald,
freue dich, s'Christkind kommt bald!

Bald ist die Heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht;
hört nur, wie lieblich es schallt,
freue dich, s'Christkind kommt bald!

In den Herzen wird's warm,
still schweigt Kummer und Harm.
Sorge des Lebens verhallt,
freue dich, s'Christkind kommt bald!

Der heilige Josef verliert die Wette

Eine moderne Weihnachtslegende.

Nur noch wenige Besucher weilten in der alten, ehrwürdigen Stadtkirche, da und dort kniete noch ein Menschenkind vor einem der Beichtstühle, um den rechten Weihnachtsfrieden zu finden. Der alte Küster prüfte noch einmal den Schmuck der Altäre, die elektrische Beleuchtung der Krippe, die noch mit einem violetten Vorhang verhüllt war, dann ging er in den Turm, von dem bald darauf festliches Glockengeläute das nahende Weihnachtsfest verkündete.

Draußen eilten die Menschen hastig durch die Straßen, um noch die letzten Einkäufe zu besorgen. Auf den meisten Gesichtern lag frohe Erwartung, Glück des Gebens oder Freude des Empfangens. Während so die Vorfreude des hehren Festes die Menschen erfüllte, begab sich hinter dem Vorhang der Krippe etwas gar Seltsames.

Der heilige Josef räusperte sich, auf seinen Stab gelehnt, und murmelte ab und zu in seinen Bart. Sanft fragte ihn Maria, was er habe, ob er sich denn gar nicht freue auf das Fest ihres Kindes, das gnadenreiche Weihnachtsfest? Bedächtig antwortete St. Josef: „Seht ihr, liebste Fraue, nun erleben wir schon 1900 Jahre das Fest der Geburt unseres göttlichen Kindes. Die Menschen können sich nicht genug tun in Worten der Liebe und in Verehrung für ihren Heiland in der Krippe. Aber — nun ja — wenn ich so darüber nachdenke — ich weiß nicht — trotz geschmückter Kirchen, trotz Glockenklang und Weihnachtsjubel, will mir dünken, daß es uns heute nicht viel besser erginge als einst in Bethlehem, wenn wir jetzt Herberge suchten."

„Aber, liebster Josef, wo denkst du hin," tadelte Maria, „heute, wo wir unter lauter Christen leben, wo wir Herbergen und Asyle, Fürsorge und Caritas haben, wo überall Humanität und Menschenliebe verkündet wird, nein, heute würde es uns bestimmt nicht so ergehen. Du kennst die Menschen nicht."

„Ich weiß ja, liebste Fraue, daß ihr immer die Menschen in Schutz nehmt, auch wenn sie es nicht verdienen. Aber ich habe wirklich kein so großes Vertrauen mehr zu ihnen. Gewiß, aber es fehlt die große opferbereite Liebe zum Nächsten. Gerade weil sie so viele Organisationen der Wohltätigkeit haben, fehlt's an der persönlichen Nächstenliebe."

Bedächtig schüttelte St. Josef sein graues Haupt. Das holdselige Kindlein in der Krippe aber lächelte.

„Weißt du was", erwiderte nach kurzem Sinnen Maria, „wir wollen einmal sehen, wer recht hat. Wir gehen unerkannt durch die Stadt und suchen Obdach. Ich wette, bald wird uns jemand aufnehmen."

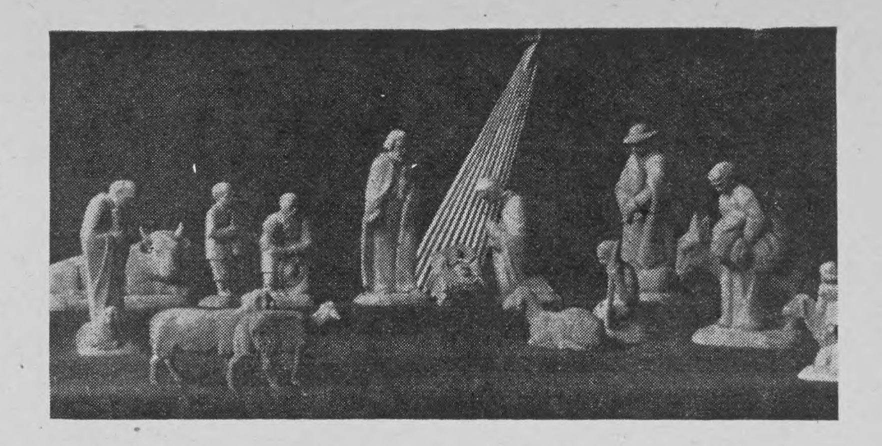
„Gut, so soll es sein", stimmte St. Josef zu. „Wer die Wette gewinnt, der darf zuerst das Jesuskind um eine Gnade für ein Menschenkind bitten. Denn ihr wißt, hohe Fraue, daß in dieser hl. Nacht das Kind jedem von uns einen Wunsch erfüllt."

Und als es die Worte seines Pflegevaters bestätigen wollte, nickte das Kindlein in der Krippe lächelnd seinen Eltern zu.

Als der Küster gerade die Kirchentüren schloß, verließen ein älterer Mann und eine jüngere Frau mit einem Kindlein auf dem Arm in ländlicher Kleidung durch eine Seitentür das Gotteshaus. Draußen trieb ihnen der Wind die Schneeflocken ins Gesicht, fester hüllte die Mutter ihr Kind in das wollene Umschlagtuch. Von der hell erleuchteten Straße lenkten sie ihre Schritte zunächst zu einem besseren Haus, deren Bewohner ein alter Junggeselle und seine Schwester man ihnen auf Befragen als wohltätig schilderte. Auf ihr Läuten öffnete des Herrn Schwester die Tür und fragte die die Fremden nach ihrem Begehr.

St. Josef nahm das Wort und sprach: „Ihr müßt schon verzeihen, daß wir so spät noch stören, aber wir sind Fremde, kommen von weit her und wollten noch nach Xdorf, um dort bei unseren Verwandten das Fest zu feiern. Nun haben wir den letzten Anschlußzug verfehlt und stehen fast mittellos in der fremden Stadt. Wir wären euch von Herzen dankbar, wenn ihr uns sagen würdet, wo wir um Gotteslohn bis zum Frühzug Herberge finden könnten."

Halb mißtrauisch, halb verwundert hatte sie die Fremden betrachtet. Es kamen ja so viele Menschen Tag für Tag ins Haus, die meisten mit Bitten und Anliegen. Und nicht gerade immer



vertrauenerweckende Gest
Aber das Menschenpaar vor ihr mit seiner schlichten, wenn auch seltsamen Bitte, hatte ihre Sympathie gewonnen. Sie meinte zwar, es sei etwas leichtsinnig, so fast mittellos in der Welt herum zu reisen in dieser Jahreszeit, aber sie gab St. Josef einige Adressen an, wo sein Wunsch sicher erfüllt würde. Auch Kaffee und Festtagskuchen bot sie ihnen an, doch Maria dankte, da die Zeit drängte und sie gingen weiter.

Es waren zwei mühselige, beschwerliche Stunden, die nun folgten. Vier Adressen hatte St. Josef erhalten, die dazu sich auf ganz entgegengesetzte Stadtteile verteilten. Im Caritasbüro war natürlich zu so später Stunde niemand mehr da, die Vorsteherin, Frau Präsidentin A., war gerade bei der Bescherung der Kinderschule und konnte nicht abkommen. Sie gab aber durch ihre Stütze dem Nachtquartier suchenden Paare die Adresse des Fabrikanten B., der sicher etwas für sie tun würde. Dort war aber auch gerade Bescherung, dazu war noch Besuch gekommen, der Herr Fabrikant schickte durch das Dienstmädchen eine Mark heraus und nun ging es zur Frau Baronin C., einer in der Fürsorge sehr tätigen Dame. Ziemlich mürrisch empfing sie die Reisenden, erst auf die Empfehlung der Frau Präsidentin wurde sie freundlicher. E
dumme Sache. Das Altersheim sei voll besetzt, auch könnte das Kind nachts schreien und die Nachtruhe der alten Leute stören. Am besten gingen sie in ein Wirtshaus. Sie schrieb einige Zeilen an einen bekannten Wirt, den sie bat, ihr die Rechnung für das übernachten zu schicken.

Bei dem Wirt brachte St. Josef seine Bitte vor und gab ihm das Schreiben der Frau Baronin. Kaum hatte die Wirtin erfahren, um was es sich handle, da schickte sie ihren Mann in den Keller und setzte den Fremden unter großem Bedauern auseinander, daß sie alle Zimmer besetzt und selbst Besuch bekommen habe, es tue ihr ja sehr leid, sie sollen doch zum Wirt „zur Rose" in der nächsten Straße gehen, der hätte Platz.

Der Rosenwirt aber sagte kurz und bündig, daß er zwar ein Zimmer frei habe, das sei aber nicht hergerichtet, sein Personal habe heute abend frei, da doch nichts los sei, er könne ihnen keine Herberge geben. Sie sollten doch einfach zur Polizei gehen und sich obdachlos melden.

Wieder stand das heilige Paar auf der Straße, Maria mit einer Träne im Auge, Josef fast triumphierend. Das Kindlein aber lächelte.

„Seht ihr, liebe Fraue, wer recht hat?" St. Josef sagte es halb schadenfroh, halb betrübt. „Aber sie haben alles schön organisiert, letzten Endes haben sie sogar die Polizei. Die Schutzleute von Bethlehem haben sich um uns nicht gekümmert. Man merkt doch, daß man in einem christlichen Volk lebt!"

Maria schwieg, ihre Lippen bewegten sich wie in stillem Gebet. Das Schneetreiben hatte aufgehört, eine sternenklare Winternacht lag über der Stadt. Hinter den meisten Fenstern schimmerten schon die Lichter der Christbäume, unter denen die Kinder frohe Weihnachtslieder sangen.

In der Nähe der Kirche trafen Josef und Maria den Küster, den sie nach der Polizei fragten. Dieser kam eben von der Apotheke, wo er für seine kranke Frau Arznei geholt hatte. Als er erfuhr, was die Fremden so spät — es schlug eben 9 Uhr vom Kirchturm — zur Polizei trieb, betrachtete er sie ein wenig, dann meinte er, wenn es ihnen recht sei, könnten sie bei ihm übernachten. Er würde ja doch im Lehnstuhl neben Bett seiner Frau schlafen, die ihn benötige, da es wieder schlimmer sei. Nach kurzem Widerstreben gingen die drei in des Küsters nahe Wohnung im vierten Stock eines Mietshauses.

Rasch hatte der gute Alte sein Bett frisch bezogen für Maria mit dem Kind, für St. Josef richtete er auf dem Sofa im gleichen Zimmer ein Lager. Bald saßen sie alle am Tisch im Krankenzimmer, um eine warme Suppe und einen duftenden Kaffee zu sich zu neh-

men. Der Küster erzählte von seinem Sohn, der im Krieg gefallen sei, von seiner Frau, die seit dieser Zeit kränkle und seit einem halben Jahr durch eine Lähmung ans Bett gefesselt sei. Die Kranke war selbst froh, durch den unerwarteten Besuch etwas Abwechslung in ihr einförmiges Desein bekommen zu haben. Sie sangen noch ein Weihnachtslied vor dem Krippchen unter dem kleinen Christbäumchen und legten sich dann zur Ruhe.

Nach einer unruhigen Nacht erhob sich der Küster gegen 4 Uhr, um die Vorbereitungen zu den hl. Messen und zur Christmette zu treffen. Trotz den frühen Stunde waren schon einige Andächtige da, die den ersten Messen beiwohnten. Als der Küster in die Nähe der Krippe kam, zog es ihn wie mit geheimer Gewalt hin. Er wußte selbst nicht wie, plötzlich öffnete er etwas den Vorhang und was er sah, ließ ihn vor Schrecken starr werden. Sah er recht? Da standen Ochs und Esel, knieten die Hirten bei ihren Schafen um die Krippe — aber diese war leer und Maria und Josef fehlten. Er griff sich an die Stirne, rieb sich die Augen, denn er glaubte noch schlaftrunken zu sein. Doch es stimmte. Die fast lebensgroßen Figuren fehlten. Und er hatte doch die Kirche abgeschlossen, die Schlösser waren alle unverletzt, nirgends eine Spur, die auf einen Einbruch schließen ließ. Kopfschüttelnd wankte er zur Sakristei, unschlüssig, was er tun solle. Schon war es Zeit, das erste Mal zur Messe zu läuten, er hatte überall zu tun und der Kopf war ihm so wirr. Sinnend schritt er wieder durch die Kirche, da — er wollte aufschreien vor Schrecken und Staunen, aber er brachte keinen Laut heraus. Krampfhaft hielt er sich an einer Bank fest, und starrte auf die drei Kirchenbesucher, die soeben die Kirche betraten. Es war das fremde Ehepaar, das er beherbergt hatte und — seine seit 6 Monaten ans Bett gefesselte Frau. Der Küster wankte bestürzt auf sie zu, die ihm freudig entgegenkamen. „Denk dir, als du heute früh den Angelus läutetest, stand die fremde Frau vor meinem Bett mit ihrem Kindlein, legte mir die Hand auf die Stirne und bat mich, mit ihnen zur Kirche zu gehen. Ich wollte ihr erwidern, daß ich krank sei, fühlte mich aber frei von allen Schmerzen, frisch und gesund, wie seit Jahren nicht mehr. Wie im Traum kleidete ich mich an und ging mit unseren Gästen zur Mette, um Gott für meine Heilung zu danken."

In ihrer Freude hatten die Küstersleute ihre Gäste ganz vergessen. Als sie jetzt nach ihnen Umschau hielten, sahen sie nirgends die Frau mit dem Kind und den Mann. Überall schaute der Küster, in jede Nische, aber vergebens. Ganz wirr vor Glück, Freude und Staunen ging er wieder in die Sakristei, denn es war nur noch eine Viertelstunde bis zur Christmette. Plötzlich fiel ihm wieder die Krippe ein und alle Freude war ihm vergangen. Wie sollte er es dem Pfarrherrn beibringen, daß die drei wichtigsten Figuren der Krippe fehlten? Er wollte warten, bis nach der Mette, und nahm sich vor, den Krippenvorhang gar nicht zu öffnen, er konnte es ja gerade so gut vergessen haben.

Unterdessen hatte er den Geistlichen beim Anlegen der Gewänder geholfen, hatte die Ministranten geordnet, alles wie im Traum, so daß ihn der Pfarrer besorgt fragte, ob er krank sei.

Die Mette hatte begonnen, mächtig brauste die Orgel, feierlich sang die Gemeinde das alte liebe „O du fröliche". Der Küster kniete zitternd der Krippe gegenüber, deren Vorhang beim Gloria er öffnen sollte. Nein, er konnte doch nicht diese Krippe dem Volk zeigen, die ja gar keine Krippe mehr war. Wenn es nur der Pfarrer schon wüßte. —

Da erklang das „Gloria in excelsis Deo" der Jubelgesang der Engel. Der Küster bedeckte sein Gesicht mit den zitternden Händen, denn er sah, daß alles erwartungsvoll auf die Krippe blickte. Gegen Ende des Gloria wagte er einen Blick hinüber, der ihn mit neuem Staunen erfüllte. Der Vorhang war geöffnet, im Schein der Lichter lächelte das Kindlein aus dem Stroh, daneben kniete Maria und auf der Seite stand Josef auf seinen Stab sich stützend. Lange schaute der Küster auf das Wunder. Er fragte seinen Nachbar, ob er das göttliche Kind auch sehe: Erst als es ihm dieser verwundert bestätigte, glaubte es der Glückliche.

Der Gottesdienst war schon lange zu Ende, die Gläubigen hatten die Kirche verlassen, da kniete der Küster mit seiner genesenen Frau vor dem Christkind an der Krippe und beide beteten aus dankerfülltem Herzen. Und wie sie so die heilige Familie betrachteten, da gingen ihnen die Augen auf. Sie erkannten in der Gottesmutter die Frau, die am Morgen am Bett der kranken Küstersfrau stand, sie wußten nun, daß sie niemand anders in ihrem armen Stübchen beherbergt hatten, als die heilige Familie.

Als die Nachbarn die Frau des Küsters sahen und das Weih-

Elternsegen

vom Schriftleiter

„Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen", sagt man. Es heißt aber auch: Kleine Kinder kleine Liebe, große Kinder große Liebe.

Und so ist es. Je größer die Kinder werden, um so größere, tiefere Elternliebe begleitet sie. Der Sohn kann schon länger selbständig sein, selbständiger durch Besitztum und Schule als Vater und Mutter es je waren: Der Vater denkt immer an ihn, die Mutter sorgt sich bis zum Ende.

Drei Wesen gibt es nur, die den Menschen wirklich und vollständig selbstlos lieben. Drei Wesen gibt es nur, die des Menschen allerwahrste Freunde sind. Auf die man bauen kann mit felsenfestem Glauben. Die nie irre führen. Von denen man weiß, daß sie nie hintergehen werden, nie betrügen werden, nie auszunutzen suchen. Drei Wesen, die nur schenken, die nur segnen und beglücken möchten.

Diese drei Wesen sind Gott und Vater und Mutter.

Dem Priester hat Gott viele Gewalten gegeben, die dem Menschen eigentlich garnicht zukommen und die sonst kein anderer Mensch besitzt. Der Priester kann an Jesu Stelle Brot und Wein in das Fleisch und in das Blut unseres Herrn verwandeln. Er kann im Namen Gottes von Sünden lossprechen und alle Seelen mit Gottes Gnade füllen.

Den Eltern sind von Gott geheimnisvolle Gewalten gegeben, die außer Vater und Mutter niemand anderer besitzt, nicht einmal der Priester. Und wie des Priesters besondere Gewalten heilig sind und nicht aus dieser Welt, so sind auch der Eltern besondere Gewalten heilig und aus der Welt des Himmels.

Vieles, was an Gott ist, schenkt der Herr seinen Menschen. Er schenkt es aber nicht einfach so geradeaus vom Himmel herab, Er schenkt es durch die von Jesus Christus eingesetzten Sakramente. Alle heiligen Sakramente geben dem Menschen Gnade. Die heilige Priesterweihe und das heilige Ehesakrament verleihen jedoch Gnade und Gewalten.

Der Priester nimmt durch die Kraft des Heiligen Geistes am Leben und Wirken Jesu Christi teil. Eltern nehmen durch die Kraft des Heiligen Geistes am Leben und Wirken Gott des Vaters teil.

Zusammen mit Gott dem Vater bringen sie neue Menschenleben in die Welt, die Eltern neues Leben des Menschenleibes, Gott neues Leben der Menschenseele.

---

nachtswunder bekannt wurde, da nahmen sich alle Bewohner der Stadt vor, recht gut zu den Armen zu sein. Denn man konnte nie wissen, ob man nicht Maria oder das Christkind abweist. Und das möchte man doch nicht. Und so kommt es, daß seit dieser gnadenvollen Weihnacht in jener Stadt kein Armer mehr notleidet, daß sich alle wie Brüder lieben. Und das ist das größte Wunder, das das lächelnde Kind gewährt hat. Und deswegen hat St. Josef seine Wette gerne verloren.

Carl Fürst



Das Heilige Jahr 1950 wurde am 24. Dezember von Papst Pius XII. feierlich eröffnet. „Heilig, heilig, heilig, bist Du, Gott, Herr der Heerscharen. Himmel und Erde sind voll Deiner Herrlichkeit! Hosanna in der Höhe! Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!" — Wer wird es singen, dieses Gotteslob? Das ganze Heilige Jahr hindurch und noch länger — bis in alle Ewigkeit? Von uns Christen hängt es ab, ob die Erde Gottes den Herrn wieder zu loben und zu preisen lernt oder nicht. Und von unserem Gotteslob hängt ab der Segen unserer Ewigkeit. „Lobet den Herrn, denn Seine Herrlichkeit ist ohne Ende und Seine Barmherzigkeit währt ewig."



Gott liebt uns seit Ewigkeit. Er liebt uns trotz unserer Sünde und trotz unseres Hanges zur Sünde. Gott liebt jeden einzelnen von uns voll, so ganz und so persönlich, als wenn jeder einzelne von uns der einzige Mensch in der ganzen Schöpfung und aller Jahrhunderte wäre.

So wie Gott liebt, kann kein Mensch lieben.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern kommt der großen Liebe Gottes zu den Menschen am allernächsten. Die großen Heiligen — mit Ausnahme der hohen Jungrau Maria — arbeiten ein ganzes Leben lang an sich selbst, bis ihre Liebe volle Ähnlichkeit mit der Gottesliebe in sich zu tragen begann.

Den Eltern wird die große Selbstlosigkeit und Opferkraft der Gottesliebe ins Herz gelegt und durch das heilige Sakrament der Ehe geheiligt, so daß ihre Liebe zum Kinde nicht mehr ganz Menschenliebe ist. Ehrlich und heilig und groß und Christuskreuzreich fließt sie ihrem Kinde zu. Was ein christlicher Vater und eine christlie Mutter ihrem Kinde schenken, ist nicht mehr nur Natur oder Instinkt. Es ist wirklich und wahrhaftig ein überirdisches Mitwirken des Menschenherzens mit Gott dem Meister an der Verbreitung übermenschlicher, übernatürlicher, göttlicher Liebe in der Welt.

Es kann schlechte Priester geben. Ihre heilige Messe bleibt aber doch ein wahres, überirdisches Verwandeln des Brotes und des Weines in den Leib und in das Blut unseres Herrn.

Es kann schlechte christliche Eltern geben. Ihre Liebe zum Kinde bleibt aber doch ein vergöttlichtes Mitlieben mit Gott.

Der heilige Augustinus schreibt, die Ehegnade sei eine überirdische Kraft, die in der Brust der Ehegatten lebe und die nie mehr von ihnen genommen werden könne. Die selbst durch den Ehebruch nicht verschwinde.

Es gibt geheimnisvolle Dinge im Leben. Früher glaubte man an Hexen und ans Verhexen. Das Christentum glaubte immer und glaubt bis ans Ende an die Kraft des Durchgöttlichen der Menschen.

Jeder Priester und jeder christliche Vater und christliche Mutter haben durch das Priester- und durch das Ehesakrament Kräfte in sich, die nicht menschlich, die überirdisch und heilig sind, und durch die sie etwas Überirdisches und Heiliges hervorbringen können. Sie können andere durchgöttlichen. Sie können keinen Menschen zu Gott machen, sie können jedoch der Heiligkeit Gottes ähnlich machen.

Priester und Eltern haben diese Kräfte erhalten, um sie zu benutzen. Ja, es ist ihnen zur Standespflicht gemacht worden, andere zu durchgöttlichen und zu heiligen.

Eltern sollen ihre Kinder mit Gott bekannt machen, sollen sie vom Bösen zum Guten und Heiligen lenken, und sollen ihnen die übernatürliche Liebe Gottes ins Herz gießen. Darum beten die Paten, die doch im Todesfalle der Eltern Vater- und Mutterpflichten übernehmen sollen, bei der Taufe das Glaubensbekenntnis, das feierliche Versprechen, dem Teufel zu widersagen, und das schöne Liebesgebet zu Gott dem Vater, der da ist im Himmel.

Gottes Liebe aber hat seit Anfang schon viel mehr geschafft als nur belehrt, als nur vom Bösen zum Guten erzogen und zur Liebe geführt. Gottes Liebe hat seit Anbeginn den Menschen gesegnet.

Segnen heißt Gutes erteilen, Wohltaten erweisen.

Wo Gott segnet, da wird auch immer Gnade geschenkt. Darum sagen wir ja auch: An Gottes Segen ist alles gelegen. Die Heilige Schrift lehrt: „Des Herrn Segen ist des Frommen Lohn, schnell läßt er seinen Segen sprossen."

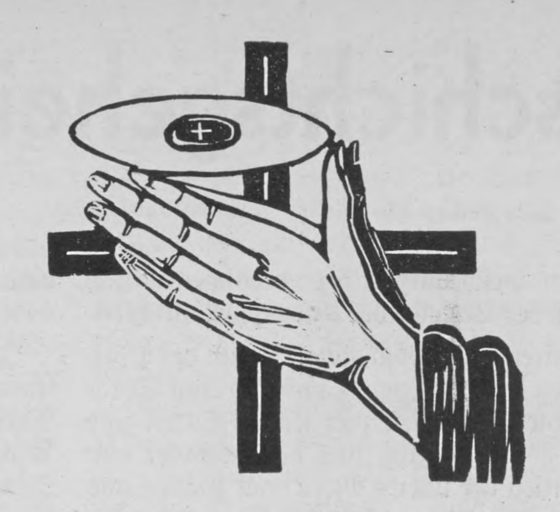
Wo Gott segnet, erteilt Gott auch immer Gutes.

Lieben und Gutes erteilen, lieben und segnen können bei Gott nicht voneinander getrennt werden. Und es soll nach Gottes Willen auch bei Eltern nicht getrennt werden. Heilig wie Gott seine Menschen liebt und segnet, sollen auch die Eltern ihre Kinder lieben und segnen. Ja, vom Eltern Segen und von der Eltern Fluch machte Gott die Zukunft der Kinder abhängig, als Er sprach: „Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder; der Mutter Fluch zerstört sie vom Grunde aus." (Sir. 3,11)

Ein schlechter Priester kann immer noch das wahrhaftige heilige Meßopfer darbringen. Er läßt Gott durch seine Hände wirken,

er selbst aber wirkt nichts mehr zur Verbreitung der Ehre Gottes und zur Bekehrung und Heiligung der Menschen. Er persönlich macht keinen himmlischen, überzeugenden Eindruck auf die Menschen.

Schlechte Eltern können immer noch ihre Kinder mit der Kraft himmlischer Liebe lieben. Sie lassen Gott durch ihr Herz wirken. Sie selbst aber tun nichts zur Heiligung ihrer Kinder. Sie selbst sind geistig fruchtlos geworden.



Gute Eltern lieben nicht nur, sie sorgen sich auch um die Gnade im eigenen Herzen. Diese Gnade gibt ihrer durchgöttlichten Elternliebe neuen Reichtum. Und aus Fülle dieser Gnade im eigenen Herzen können sie ihre Kinder segnen mit einer Kraft, die gewissen Segenskräften des Priesters gleichsteht an Heiligkeit und an Frucht.

Wenn unsere christlichen Eltern nur wüßten, welche Segensmacht in ihren einfachen Händen liegt! Sie würden ihre eigenen Hände in Ehrfurcht küssen! Von diesem Segen hängt der Kinder Zukunft ab. Er baut der Kinder Häuser, und er baut der Kinder Heiligkeit — das allerschönste Lebensgeschenk, das Vater und Mutter ihrem Kinde mit auf den Lebensweg geben können.

Aber leider, die Eltern segnen nicht mehr!

Es gibt heute noch Häuser, wo selbst die erwachsenen Söhne und Töchter abends vor den Vater treten, um sich das Kreuzzeichen auf Stirn, Mund und Brust geben zu lassen. Es gibt heute noch Familien, in denen die Kinder jeden Abend von der Mutter gesegnet werden, wo dem ausziehenden Kinde der Reisesegen vom Vater erteilt, wo am Geburts-, am Weihnachts- und am Neujahrstage besonderer Familiensegen gegeben wird.

Warum nur sind wir von diesen alten, von diesen so wichtigen Gebräuche abgekommen? Viele Tränen wären so mancher Mutter, viel graues Haar so manchem Vater erspart geblieben, wenn sie ihre Kinder regelmäßig gesegnet hätten. „Des Vaters Segen baut der Kinder Häuser", das ist wahr, und das bleibt wahr.

Ja, es gibt kein Verhexen, es gibt aber ein Vergöttlichen. Es gibt keine Hexensprüche, durch die dem Nächsten Böses angetan werden könne. Es gibt aber Segenssprüche, durch die ganzen Generationen Gutes, das Allerbeste, geschenkt werden kann.

Schaut euch eure Hände an, Vater und Mutter. Alt sind sie wohl, zerarbeitet und verbraucht. Sie sind jedoch von himmlischer Schönheit, wenn sie sich zum Gebet zu falten, und wenn sie aus der Kraft des Betens zu segnen verstehen. Vielleich sind deine Hände zu keiner Arbeit mehr gut. Segnen können sie aber immer noch. Nie dürfen sie das Werk des Segnens aufgeben, ganz gleich, wie alt sie sind, ganz gleich, wie groß und wie selbstständig dein Kind ist.

Segnet eure Kinder. Die kleinen und die großen. Die nahen und die fernen. Die guten und die verlorenen. Sprechet jeden Abend: Mein Kind, es segne dich der allmächtige und allgütige Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, Amen.)

Wenn du aber segnest, dann bete auch jeden Tag: „Heiliger, Dreieiniger Gott, reinige und heilige mir Herz und Hand, auf daß gesegnet bleibe, was ich segne, und geehret werde, was ich durch mein Segnen ehren will, und das ist Dein heiliger Name, Dreieiniger Gott. Amen."

Der Herr wollte dem, der schon angefangen hatte, ihm nachzufolgen, nicht gestatten, seinen eigenen Vater zu begraben. Er schließt von der Zahl seiner Jünger den aus, der nicht absagt seinem Vater, seiner Mutter und endlich sich selbst.

Die Würden haben ebenso ihre Dornen wie jeder andere Stand; und Vorgesetzte, die ihren Pflichten durch Wort und gutes Beispiel nachkommen wollen, haben viel zu leiden.

Geschichtsgeheimnisse

P. Jos. Schneider O.M.J.

Über vielen Geschehnissen der vergangenen Zeiten breitet sich der Schleier der Undurchdringlichkeit.

Wir alle hören gerne vom Roten Mann der Prairie; von seinen verschiedenen Stämmen und Sprachen. Von seiner Herkunft, von seinen Sitten und Gebräuchen. Wahrscheinlich sind die Indianer einmal von Ostasien her über's Meer nach Alaska und nach Amerika gekommen. Die stärkeren drängten die schwächeren Stämme vor sich her und zwangen sie immer weiter nach Süden zu wandern. So ähnlich wie es in grauer Vorzeit bei den afrikanischen Negern geschehen. So wie in Europa zur Zeit der Völkerwanderung die Teutonen vom Osten her die alteingesessenen Völkerschaften überrannt und vor sich hergetrieben haben.

Wir wissen, daß die Eingeborenen Amerika's die Sonne als ihre höchste Gottheit verehrten. Daß sie den guten und bösen Manitous ihre Hunde opferten. Daß sie in unaufhörlichem Bruderkampf sich einander zerfleischten. Haufen von Pfeilspitzen, Messern und Schlägeln sind in ihren Jagdgründen gefunden worden. Mengen von Steintafeln, mit unergründlichen Zeichen übersät. Halsschnüre aus Wolfszähnen und Bärenklauen. Zauberei und Verrat herrschten in ihrer Mitte. Die Frauen und Kinder stöhnten unter der Last der Versklavung und höllischer Mißhandlung.

Die Missionare und Gelehrten haben alles das mit großer Mühe zu einem Gesamtbild zusammenzustellen sich bemüht. Maler haben uns die Dörfer und Jagden der Indianer gzeichnet und in lebhaften Bildern vor die Seele gezaubert. Dennoch möchte man mehr wissen; vieles mehr. Ob sich's wohl jemals dem forschenden und grübelnden Geist erschließen wird?

Dieselbe Unbefriedigtheit quält die Herzen der Mißbegierigen in vielen Dingen der zivilisierten Welt.

Die Römischen Katakomben hat man Jahrhunderte lang ganz und gar vergessen. Zwei bis drei Meilen vom Mittelpunkt des ehemaligen Rom entfernt, dehnen sie sich im Umkreis. Fügt man all ihre Verästelungen und Verzweigungen brechend aneinander, so ergibt sich die erstaunliche Länge von 5-600 Meilen.

Ihre Anlage scheint auf vorchristliche Judenniederlassungen in Italien zurückzugehen. Die Christen, ausgesprochene Gegner der heidnischen Leichenverbrennung, machten sich den Brauch der Juden zu eigen; sie beerdigten ihre Toten. Zur Zeit der 10 großen Verfolgungen im Römischen Reich, von Nero (67 nach Chr.) bis Constantin (312 nach Chr.) kamen ihnen die unterirdischen Gänge auch als Notkirchen sehr zustatten. Dennoch ist ihr Dasein für lange Zeit dem menschlichen Blick entschwunden gewesen. Wie war es möglich?

Nach dem Sieg Constantin's über die heidnischen Thronbewerber stieg die Christenheit triumpfierend aus der Unterwelt ans Tageslicht empor. Wie nach einem langen, schweren Traum atmete sie auf und tummelte sich in öffentlicher Ehre und Anerkennung. Nun könnten sie überall ungestört ihre Gotteshäuser bauen und ihre Toten in deren Schatten begraben. Die Grabstätten im Untergrund wurden damit überflüßig. Immer mehr wurden die Gebeine der Martyrer von den Päpsten gehoben und in die öffentlichen Kirchen überführt. Die Gebets- und Versammlungsorte unter der Erde verfielen immer mehr; Gras und Unkraut wucherten über ihren Eingängen. Ihr Andenken entschwand dem Gedächtnis. Es nahm einen glücklichen Zufall durch Hacke und Spaten von Tiefbauarbeitern im Jahre 1578 um sie wiederaufzudecken und in den Gesichtskreis der Lebenden zurückzubringen. Mit großem Eifer machte man sich an ihre Erforschung; leider wird auch hier gar manches für immer dem menschlichen Wissen entzogen bleiben.

Von den Ägyptischen Pyramiden weiß man heute noch nicht das Wie ihrer Entstehung noch den letzten Sinn ihrer Aufrichtung.

Mit ungeheurem Aufwand an Schweiß und Geld hat man sie aufgetürmt, kurze Zeit vor dem Erscheinen Abraham's in der Hl. Geschichte (2000 vor Chr.). Die größte und schönste unter ihnen ist die Chiopspyramide. 481 Fuß hoch, bedeckt sie einen Flächenraum von 13 Ackern.

2, 3 Millionen Steinblöcke sind in ihr zusammengefügt, wovon jeder $2\frac{1}{2}$ Tonnen wiegt. Sie sind so genau behauen und geschnitten, daß ein Zwischenraum zwischen ihnen kaum zu erkennen ist. 100,000 Arbeiter, rechnet man, haben sich jahrelang an ihnen abgemüht.

Eine ganze Reihe von Fragen drängen sich dem Forscher auf, wenn er sich den Pyramiden gegenüber sieht. Wozu diese riesigen Bauwerke? Warum die gewaltigen Ausmaße? Das verblüffende arithmetische Zahlenspiel in den Maßverhältnissen ihrer Anlage? Wozu die einzelnen Innenräume? Die engen und dunklen Gänge, die sich zum Polarstern hingerichtet nach der Außenfläche winden? Und wie hat man diese gewaltigen Denkmäler zustande gebracht?

Die Steinklötze müssen von einem weitentfernten Steinbruch herbeigeschleppt worden sein. Hat man sie auf dem Nil verschifft und dann auf einen künstlichen Pfad aus Erde und Kies hinaufgezogen, hoch und immer höher, bis der Schlußstein gelegt und alle Hilfsmittel wieder abgebaut werden konnten?

Und welchem Zweck sollten sie dienen? Waren sie ein Sommeraufenthalt für die Führerschicht des Volkes? Waren sie als Königsgräber gedacht? Als Schutzdämme gegen Überflutung des Flußtales durch den Wüstensand? Als Sternwarten im Dinst der Astrologie (Sterndeutung), die in der Politik wie im Privatleben der Äggypter eine so wichtige Rolle spielte? Wahrscheinlich haben sie all diesem Zweck gedient. Und doch sind sie uns Nachgeborenen ein großes, großes Rätsel.

Etwas, worüber wir alle gerne genauere Kenntnis machen möchten, ist die Art und Weise der Kreuzigung unsres Erlösers. Die Evangelisten erzählen uns nicht viel davon. „Sie kreuzigten Ihn"; das ist alls, was sie berichten. Sie brauchten keine weitere Beschreibung hinzufügen. Denn damals wußte ein jeder, daß es die grausamste Peinigung war, die je ein Menschenhirn ersann. Jedes Kind wußte, wie sie vollführt wurde. In Rom und den Provinzen wurde sie meist an den verkehrsreichsten Straßen vollgezogen, allen die es sahen zum abschreckenden Beispiel.

Der Erklärungsversuche gibt es mehrere. Wohlbekannt ist die Darstellung auf den Stationsbildern in unsern Kirchen. Auf dem Boden liegend wird der Heiland mit Händen und Füßen angenagelt und am Kreuz emporgerichtet. Eine andere Auslegung scheint besonders grauenhaft. Sie behauptet der senkrechte Kreuzes-balken hätte für die immer wiederkehrende Hinrichtungen ständig im Boden gestanden. Danach hätte der Herr nur das Querholz nach Golgotha geschleppt. An dem wurden Seine Hände angeheftet und Er selber in dem schaurigen Zustand mit Hülfe von Leitern und Stricken hinaufgezogen, damit auch Seine Füße fest gehämmert werden konnten. Schaudert es einem nicht ob der Roheit der vorchristlichen Welt, wenn man solche Beschreibungen liest?

Abgesehen von diesen Streitfragen über die Kreuzigung, gibt es in der Leidensgeschichte noch manche Ungeklärtheiten, die der menschliche Spürsinn niemals aufhellen wird. So fragt man sich, wie viele Nägel bei Christi Kreuzigung benutzt wurden. Waren es drei (d.h. ein sehr großer für beide Füße zusammen), oder waren es vier? Hat man sie Ihm durch die Handfläche oder durch das Handgelenk getrieben? Das berühmte Leichentuch in Turin scheint das Letztere anzudeuten. Wie hoch ist das Kreuz gewesen? Reichten die Füße der Hingerichteten gerade über den Boden oder langten sie bis zur Schulterhöhe eines Erwachsenen hinauf? Was uns wundert, ist die Tatsache, daß so kostbare und wissenswerte Einzelheiten niemals aufgeschrieben wurden und allen kommenden Geschlechtern verloren gegangen sind.

Machen nicht auch wir uns dieser Sorglosigkeit schuldig?

Was kümmern wir uns um die Pionierzeiten im Amerikanischen Westen? Wir entsinnen uns gerade noch, daß unsere Eltern oder Großeltern aus dem „Alten Land" herübergekommen sind, um sich nach neuen Erwerbsmöglichkeiten umzusehen. Um ein genaues Bild ihrer ersten Mühen und Strapazen bemühen wir uns nicht.

Genau so gleichgültig verhalten wir uns gegenüber den Arbeiten unserer ergrauten Priester. Wie schön uund lehrreich wäre es, all ihre Erfahrungen zu sammeln und unsern Enkeln zu übermitteln. Woher und wie sie ins Land gekommen. Wie sie mit den ersten Ansiedlern deren armselige Behausung und elendes Essen geteilt. Wie sie in Wagen und Schlitten von Platz zu Platz geeilt und mit vieler Not die schönen Pfarreien aufgebaut, die wir heute bewundern. Wie sie nicht selten ihr Leben auf's Spiel gesetzt und beinahe im Schneesturm erfroren wären. Es wäre ein schnöes Stück neuester Kirchengeschichte.

Wie schade, daß so viele dieser Erinnerungen ver-

Die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau

vom Schriftleiter

Nach dem letzten Personalverzeichnis der Oblatenmissionare, das im Jahre 1948 veröffentlicht wurde, zählt unsere Missionsgenossenschaft 5694 Mitglieder. Trotz der großen Verluste an Patres, Brüdern und Seminaristen, die der letzte Krieg verursacht hat, ist die Mitgliederzahl seit 1939 doch gewachsen. Im Jahre 1939, vor Ausbruch des Krieges, hatte der Oblatenorden 5501 Missionare und Missionsseminaristen.

Die fruchtreichsten Jahre durfte der Oblatenorden während der Zeit zwischen den zwei großen Weltkriegen unseres unglückseligen Jahrhunderts erleben. 1920 gab es 2341 Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria in unserer Genossenschaft. 19 Jahre später zählten wir bereits 5501 Oblaten.

Was die gegenwärtige Nachkriegszeit bringen wird, wissen wir noch nicht. Wir sehen aber heute schon, daß unsere Genossenschaft weiter wächst. Langsam beginnen sich wieder die europäischen Oblatenseminarien und Kollegien zu füllen. Die Provinzen der Vereinigten Staten und die Ostprovinz Canadas stehen in schönster Blüte. Neue Missionen in Japan und in Südamerika wurden uns seit Ende des Krieges anvertraut, und der Orden mit neuen Oblatenbischöfen geehrt.

Aus einem kleinen französischen Missionsorden ist ein großer internationaler Weltorden geworden. Immer tiefer in alle Welt hinein dringt das Oblatenkreuz, und mit ihm die Lehre Christi und die Nachfolge der Tugenden der Unbefleckten Jungfrau Maria, deren Namen wir tragen.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lebte in Südfrankreich ein junger Priester. Er war aus frommer, adliger Familie. Sein Name war Eugen von Mazenod. Frankreich war in jener Zeit eines der unchristlichsten Länder Europas. Die große Revolution hatte das Land glaubenlos und priesterlos gemacht. Eugen von Mazenod trug sich mit dem Gedanken, sein Vaterland zu verlassen. Er wollte in die Heidenmission. Er wollte in ein Land, wo er mit allem Priestereifer für Gott arbeiten könne. Seine tiefe Frömmigkeit drängte ihn, große Priesterkreuze für Jesus zu tragen.

Da hörte er, daß Papst Pius VII. sein französisches Vaterland als das wichtigste Missionsland der Welt bezeichnet habe.

Tief gingen diese Papstworte dem jungen Priester Eugen von Mazenod zu Herzen. Er wollte Missionar werden. Wenn Frankreich das wichtigste Missionsland der Welt war, wozu dann ins Ausland gehen? Sollte er nicht wohl Missionar in Frankreich werden können?

Eugen von Mazenod betete und plante. Im Jahre 1816 war sein Entschluß gefaßt. Er gründete einen französischen Missionsorden, dem er den Namen „Oblaten vom hl. Karl" gab. Hauptzweck des neuen Ordens sollte das Wandern von Papst Leo XII. als kirchliche Ordensgenossenschaft bestätigt. Die Ordensregel, die Eugen von Mazenod dem Heiligen Vater zur Gutheißung vorgelegt hatte, kam von Rom zurück. Papst Leo XII. unterzeichnete sie und beauftragte Eugen von Mazenod, sie sofort in Kraft zu sätzen.

Nur eine wichtige Änderung wurde vom Papst unternommen: Er befahl, daß die Ordensleute Eugen von Mazenods sich nicht mehr Oblaten vom hl. Karl, sonder Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria nennen.

Um diese Zeit zählte der Orden 22 Mitglieder. Im Jahre 1861 starb Eugen von Mazenod im

---

loren gehen. Die alten Handelsagenten, Farmer, Missionare, Eisenbahn-crews, Goldsucher, Landvermesser siechen langsam dahin und nehmen sie mit ins Grab. Nur weniges wird von dem riesigen Schatz ihres inhaltreichen Lebens der Nachwelt erhalten bleiben. Und die fernen und die fernsten Zeiten werden sich neugierig fragen, wie es gewesen ist. Sie werden trauern angesichts der unersetzlichen Verluste des Wissens über uns, so wie wir klagen über die Lücken in den Berichten über die Kreuzigung, Pyramiden, die Catacomben und den Roten Mann im Wilden Westen. Dann aber ist es ein für alle Mal zu spät.

Rufe der Heiligkeit. Er ließ einen Oblatenorden von 393 Mitgliedern zurück. 1887 zählte der Orden bereits 1023 Patres und Brüder.

1841 — Eugen von Mazenod war damals Bischof von Marseille — besuchte Bischof Bourget von Montreal Südfrankreich. Bischof Bourget war auf der Suche nach französischen Volksmissionaren, die in seinem fernen Canada Volksmissionen predigen könnten.

Bischof Eugen von Mazenod gab ihm vier seiner Oblatenpatres und zwei Oblatenbrüder mit nach Canada.

Vier Jahre später kam auch Bischof Provencher von St. Boniface, Canada, nach Marseille und sprach bei Bischof Eugen von Mazenod vor. Der kanadische Bischof kam mit einer ganz besonderen Bitte. Auch er wollte Oblaten mit sich nach Canada nehmen. Er brauchte sie jedoch nicht nur für Volksmissionen. Er wollte Ordensleute als Hilfkräfte für sein großes Lebenswerk: Im damaligen „Nordwesten Britisch Noramerikas" den Grundstein zur katholischen Kirche zu legen.

Das Gebiet des „Nordwesten Britisch Noramerikas" zog sich von Winnipeg bis nach Vancouver, und von der Nordwestgrenze der Vereinigten Staaten bis hoch hinauf zum Nordpol. Besiedelt war dieses Riesengebiet von Weißen, von Indianern und von Eskimos. Allen diesen Menschen das Evangelium zu predigen, sollte der Oblaten Aufgabe im Nordwesten Canadas sein.

Bischof Eugen von Mazenod konnte sich nicht entschließen, seine Patres für diese Arbeit hinzugeben. Indianer und Eskimos zu missionieren, Pfarrarbeit unter den Weißen zu leisten, Pfarreien und Diözesen zu organisieren war ja garnicht im Plan der jungen Oblatengenossenschaft. Die Oblaten sollten nur Volksmissionen unter den allerärmsten und allerverlassensten Katholiken predigen.

Bischof Provencher ließ jedoch nicht nach. Eugen von Mazenod wolle, daß seine Oblaten den Allerärmsten das Evangelium predigen, sprach er. Diese Allerärmsten seien in Westkanada zu finden, in den weiten, schneebedeckten Prärien, in den Buschländern, im Felsengebirge, in der Tundra und hochoben in den Regionen des ewigen Eises.

Eugen von Mazenod ahnte damals nicht, vor welchem Riesenentschluß er stand. Er wußte, daß er seine Regel ändern müsse, falls er nachgäbe. Bischof Provenche's Einreden ging ihm zu Herzen. Er betete und überlegte. Und er sagte zu!

Bischof Provencher konnte zwei junge Oblaten mit sich von Frankreich nach Canada nehmen.

Große Pläne hatte Gott mit den Ordensmännern, die das große Oblatenkreuz auf der Brust trugen, im Sinn. Acht Oblaten waren vor 109 Jahren in Canada. Heute sind es 1840, ein Drittel des ganzen Oblatenordens. Verteilt sind die kanadischen Oblaten in fünf Ordensprovinzen, fünf von Oblatenbischöfen und Oblatenpatres administrierten Missionsvikariaten und zwei Apostolischen Vikariaten, an deren Spitze ebenfals Oblatenbischöfe stehen. Von Canada aus gehen Oblatenmissionare nach Afrika und nach Südamerika. Kanadische Oblaten leiten die große Universität Ottawas, leiten die große



kanadische katholische Jugendbewegung der J.O.C., kanadische Oblaten leiten fast ausschließlich die Missionierung der Eskimos und der Indianer Canadas, kanadische Oblaten wurden zu Gründern der Diözesen und Pfarreien des großen Westens, kanadische Oblaten gaben der Kirche Canadas den großen Kardinal Villeneuve.

Die meisten Leser des Marienboten werden von Oblatenpatres kirchlich betreut. Sie kennen die Priester mit dem Oblatenkreuz auf der Brust. Sie kennen jedoch nur die unbekanntesten der Oblaten. Sie kennen nur die Prärieoblaten, die klosterlos ihr Priesterleben in einsamen Präriepfarreien verbringen, weil der Ordensgehorsam es so will. Die großen, stolzen Werke unseres Ordens sind hier bei uns kaum gesehen und kaum gekannt. Arm und bescheiden leben wir hier, arm und bescheiden mit den Armen und Kleinen, denen wir das Evangelium zu predigen haben. Von uns Prärieoblaten spricht

man nicht. Wir predigen keine berühmten Volksmissionen. Wir vollbringen keine großen Bekehrungswerke. Wir dozieren nicht auf Universitäten. Wir schreiben keine weitbekannte Bücher. Wir taufen nur und hören Beichte und lesen die hl. Messe und predigen. Wir frieren auf unseren Schlittenfahrten, wir sind allein in unseren Pfarrhäusern, ganz ohne Mitbrüder und Klostergemeinde. Wir können den Heiland nur für kurze Minuten in unseren steinkalten Kirchen besuchen. Wir müssen bauen und hämmern und Geld sammeln und verwalten. Lauter ganz unberühmte Arbeit leisten — damit die Seelen unserer Präriekatholiken geheiligt werden.

Arm mit den Allerärmsten werden, arm selbst an Ruhm und Ehre, ist eigentlich der Sinn alles Oblatenlebens. Der Herrgott hat uns aber nicht ganz so arm gemacht wie wir Prärieoblaten und wie so manche andere Oblaten unserer Heidenmissionsgebiete es sind. Auch unser Orden hat seine Lichtseiten. Auch wir haben Werke, die uns mit Stolz erfüllen und die uns Gottes Segen beweisen.

Mit dem heutigen Marienboten beginnen wir eine Artikelserie, die uns im Geiste durch die Welt der Oblaten führen soll. Diese Artikel veröffentlichen wir, nicht um uns zu rühmen, sondern um unserer hohen Schutzpatronin, der Unbefleckten Maria, Lob zu singen. Mit ihr und durch sie suchen wir unserem Herrn Jesus Christus zu dienen.

Den Armen das Evangelium zu predigen hat uns der Herr gesandt.

An unsere Leser

Der nächste Monat, der Monat Februar, ist überall als katholischer Pressemonat bekannt. Dieses Jahr hat der Februar eine ganz besondere Bedeutung. Er ist der Pressemonat des Heligen Jahres 1950. Was tot war, soll in diesem Jahre zu neuem Leben erwachen. Was kalt war oder lau, muß warm, muß glühend werden. Glühend für Gott. Der Marienbote steht als letztes katholisches Blatt deutscher Sprache unter den vielen, weltlich so reichen und schönen und billigen Blättern Canadas. Weil das Katholische sehr viel kostet, nicht so sehr an Geld als an Glaubenstreue, Opfer, überzeugung und Liebe, darum ist es heute fast nur noch in den Ecken und Winkeln zu finden.

Lieber Leser, wache auf! Falls du wach bist, werde noch lebendiger! Es geht um große Dinge, ja um die allergrößten Dinge im Leben. Es geht um Gott, um Wahrheit und Glauben.

Unterstütze den Marienboten. Lasse dich von keinem Teufel und keinem Menschen betrügen. Unterhalte das Katholische. Unterhalte es gerade dann, wenn es bescheiden und arm aussieht.

Nächsten Monat haben wir den Pressemonat des Heiligen Jahres 1950. Zahle deinen Marienboten und werbe neue Leser. Werbe sie bestimmt. Das Letzte was wir haben, darf nicht fallen. Unter keinen Umständen. Im Gegenteil: Es muß wachsen zur vollen Blüte und Reife. Wo ist unser katholische Stolz? Wo ist unsere Freude an Gott? Sind sie wirklich schon dahin? Wir glauben es nicht.

Unterstütze den Marienboten!

Christrose

Verschneit der Garten, und das Haupt verschneit,
vom Schnee der eine — und das andere vom Leide,
mahnend beide, daß ich durch das Jahr der Zeit
der stillen Ewigkeit
entgegenschreite.

Die Blumen allzumal vom Schnee vermummt,
und stumm die Vögel alle wie des Schnees Flocken.
In eis'ger Winterluft kein fleißig Bienlein summt,
kein träger Käfer brummt.
Das Herz will stocken.

Doch aus dem Schnee hebt Christi Ros' voll Mut,
wie rot verhauchet, tröstlich stark ihr frommes Köpfchen.
In ihrer Wurzel strömt und pulst als Lebensglut
von Christi heil'gem Blut
ein winzig Tröpfchen.

Leo Wolpert

Religuienfeier der St. Josepskolonie



Die schöne Denziler Kirche war überfüllt.

Am 25. November waren die Reliquien der kanadischen Martyrer in Denzil, Sask. Pater Joseph Sluga O.M.J., der eifrige Denziler Pfarrer, hatte schon vorher gehört, daß die Jesuitenpatres Ostkanadas die Reliquien der heiligen Jesuitenmartyrer in der Kathedrale zu Saskatoon, Sask., zur Verehrung aufstellen werden.

Unser Volk hier ist arm. Es ist aber reich an Frömmigkeit und an Begeisterung für alles Katholische. Das wußte auch Pater J. Sluga O.M.J. Und er fragte sich: „Soll Armut unsere Leute von so einer erhabenen Feier, wie die Reliquienfeier zu Saskatoon sein wird, abhalten? Unsere Leute können nicht nach Saskatoon fahren, also laden wir die Jesuitenpatres ein, nach Denzil zu kommen."

Pater Sluga O.M.J. fuhr sofort nach Saskatoon und suchte eine Feier der Reliquienverehrung für die ganze St. Josephskolonie in Denzil einzuleiten. Und es gelang ihm. Am Vorabend des 25. Novembrs kamen ein Jesuitenpater und der Kanzler der Diözese Saskatoon nach Denzil und brachten die Reliquien der heiligen Jesuitenmartyrer mit sich.

Früh am nächsten Morgen waren die Bauern der St. Josephskolonie bereits in Denzil. Von sieben Uhr morgens an wurden heiligen Messen gelesen und Beichten gehört. Um neun Uhr wurden die Reliquien in feierlicher Prozession von Priestern in die schöne Denziler Kirche getragen. Darauf begann das erste feierliche Hochamt, zu dem der Denziler Chor sang.

Dem Hochamt folgten eine englische und eine deutsche Predigt.

Die Kirche war überfüllt. Draußen aber wurde die wartende Menschenmenge immer größer. Um 11 Uhr sollte noch ein zweites feierliches Hochamt abgehalten werden.

Gleich nach den Predigten des ersten Hochamtes drängten sich die Gläubigen an den Reliquienschrein. Fast jeder hatte ein Zettelchen in der Hand, auf dem ganz besondere Bitten geschrieben standen. Bitten, die man durch die Fürsprache der ersten heiligen Martyrer Canadas erfüllt zu bekommen hoffte.

Zur selben Zeit segnete der Jesuitenpater in der Sakristei alle Kranken.

Um elf Uhr fand das zweite feierliche Hochamt statt, zu dem der wunderbare Chor der Gemeinde Carmelheim, Sask., sang. Diesem Hochamt folgten wieder englische und deutsche Predigten, Reliquienverehrung und Krankensegen.

Während der Mittagsstunden wurde den Reliquienpilgern in der Halle der Kirche ein guter Imbiß serviert.

Nachmittags um drei Uhr formte sich wiederum eine große Prozession. Mit dem Liede: Großer Gott, wir loben Dich, gespielt von einer Musikkapelle und gesungen von Groß und Klein der über zweitausend zählenden Menge, wurden die Reliquien der Heiligen wiederum von Priestern in die Kirche getragen. Vor dem Hauptaltar stand der schöne Schrein, der die Reliquien während der folgenden Nachmittagsandacht trug.

Es wurde noch einmal deutsch und englisch gepredigt. Die letzte deutsche Predigt hielt Pater Sluga O.M.J. selbst. Er sprach vom großen Lobe, das wir dem Herrn schuldig sind, von der großen Ver-



Pater J. Sluga O.M.I. bei Reliquienverehrung.

herrlichung, die die heiligen Martyrer dem Dreieinigen Gott zu geben, und von dem guten Willen, mit dem die Katholiken der St. Josephskolonie ihren Gott zu ehren suchten.

Den Predigten folgte eine Segensandacht, zu der die Chöre von Denzil, Sask., ein wunderschönes Solo, vorgetragen von einem Chormitglied der Gemeinde Reward, Sask., und ein Papstlied des St. Peterchores, Cosine, Sask., erklangen.

Nach dem Segen folgte wiederum eine Reliquienverehrung der einzelnen Gläubigen und der Krankensegen.

Abends um sieben Uhr zeigte der Jesuitenpater in der Kirche sebst einen Film über das Leben und Wirken der heiligen Martyrer Canadas.

Über zweitausend Pilger, fast alle Priester der St. Josephskolonie und viele Weltpriester nahmen an der erhabenen Feier in Denzil teil.

Wir nennen es eine Feier. In Wirklichkeit war es weit mehr als nur das. In Wirklichkeit war es ein neues Werk am Aufbau der Verehrung und der Liebe Gottes in den Herzen unserer Gläubigen der St. Josephskolonie. Und wie unsere Gläubigen nach dieser Gelegenheit zu neuer Frömmigkeit griffen! Die mit den Reliquien durch Canada reisenden Priester waren höchst erstaunt. Sie hatten nicht im Plan, Landstädtchen zu besuchen. Sie wollten nur in großen Städten anhalten.

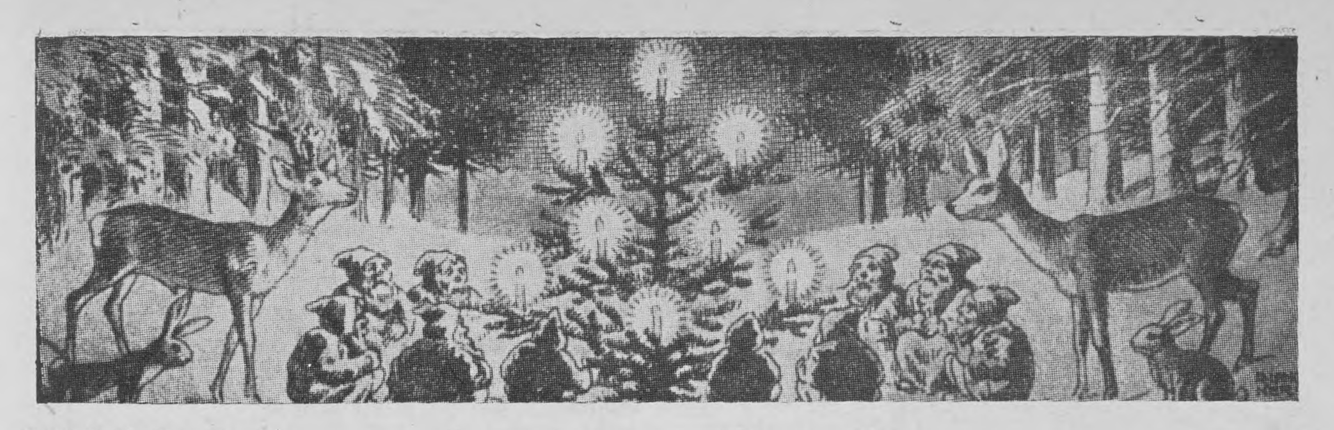
Am Abend des großen Tages von Denzil sagte ein Jesuitenpater, er habe so eine Frömmigkeit und so einen Glaubensgeist, wie ihn die St. Josephskolonie zeigte, in vielen Kathedralen der großen Städte nicht gefunden. Sehr schön drückte er sich auch während seiner Predigten auf der Kanzel aus: „Wir bringen euch die Reliquien heiliger Jesuiten, die von Indianerhand des Glaubens wegen starben. Ihr Leute werdet von den Oblatenpatres versehen. Heute sind die Oblatenpatres die Martyrer der Indianer- und der Eskimomission. Auch sie werden bald die Reliquien ihrer großen, heiligen Missionare verehren."

„So etwas habe ich noch nie im Leben erlebt. So etwas kann man nur einmal im Leben mitmachen." So sprachen die Katholiken der St. Josephskolonie am 25. November, und so sprechen sie heute immer noch.

Pater Sluga O.M.J. hatte gut geraten und gut geplant. Der Segen seiner großen Arbeit für den 25. November wird für immer bleiben. Groß haben sich unsere Leute in ihrer Frömmigkeit erneuert. Hoch in Ehren halten sie heute all die vielen Rosenkränze und Medaillen, die sie betend auf den Schrein der Reliquien legten. Und groß denken sie vom Denziler Pfarrer, der alles so schön geformt hatte. Bei jeder Feier sang ein anderer Chor. Raum war für jeden da. Beichtgelegenheit konnte ein jeder finden. Und die Freude der Seele an Gott, diese größte aller Freuden hier auf Erden, konnte ein jeder in vollstem Maße finden. Und das wollten unsere Leute. Darum kamen sie so zahlreich von weit und breit her. Die Freude an Gott suchten sie. Und sie fanden sie und sie halten sie in ihrem Herzen als schönstes Geschenk, das ihnen der Pfarrer von Denzil geben konnte.

„Es war schöner und frömmer als die schönste Mission", sagte ein einfacher Pfarrer. Und so war es auch.

Der 25. November war wohl der schönste Missionstag, den der auch als Volksmissionar bekannte Pater J. Sluga O.M.J. je im Leben predigen konnte.



Wilderers letzter Bock

Eine Geschichte aus den Bergen.

Munter plätscherte die reißende Türnitz durch die hohen Felswände zu Tal; dem sinnenden Wanderer erzählte sie vom kühlem Waldesschatten und traulicher Abgeschiedenheit, fast die Glut mildernd, die zur Mittagszeit die sengenden Sonnenstrahlen auf die Reichsstraße, die sich, dem Bache folgend, bergan schlängelt, gießen. Der Wanderer ist ein Kind der Berge, die sich da vor ihm und zu seinen Seiten auftürmen. Das verrät nicht nur die Tracht, auch der kniesinkende Gang und das wettergebräunte Gesicht lassen erkennen, daß der Holzmichel den größten Teil seines Lebens in frischer Bergesluft bei harter Arbeit verbracht hat.

Es scheinen sonderbare Gedanken zu sein, die unter dem krausen Haar den mächtigen Schädel durchschwirren. Bald huscht ein glückliches Lächeln über die Züge, bald lagert sich dumpfe Schwermut auf des Mannes Gesicht, und tiefe Seufzer machen einem gepreßten Herzen Luft.

Wie die Straße sich jäh wendet, erblickt er ein Betbankel und über demselben in einer Felsennische das Bild der Himmelskönigin. Fromm, wie ihn sein Mutterl erzogen, das jetzt auch schon der grüne Rasen dort oben auf dem Friedhofe des Scheiblingberges deckt, zieht er den Jägerhut vom Kopfe, bekreuzte sich andächtig und starrte lange sinnend die schmerzbewegten Züge der Heiligen an. — „Ja, heilige Mutter Gottes," — er schreit es fast den geliebten Bergen zu, — „alle Welt soll's hören: ich werd' mich zähmen, ich werd's nicht wieder tun."

„Was willst denn nimmer tun, Holzmichel?"

„Ah, grüß' dich Gott, Högerbauer! Wirst doch wissen, woher ich komm'? Nun, meine sechs Wochen sind aus. Gestern Abend haben sie mich im Kreisgericht in St. Pölten ausgelassen, und heut' geh' ich heim."

„Sechs Wochen! Weißt, Holzmichel, das ist viel für einen Rehbock. Sollen uns jagen lassen in unserm Wald, 's ist ohnehin kein Schad', wenn das Wild abgeschossen wird, das unser Feld ruiniert."

„So hab' ich auch gedacht, es ist mir im Blut gelegen, und ich hab' wildern müssen, ob ich hab' wollen oder nicht. Ich hab' mich nicht zwingen können, so oft ich's der Marie und dem geistlichen Herrn auch versprochen hab'. Wenn ich so den ganzen Tag auf dem Schlag oben gestanden bin und einen schönen Baum nach dem andern umglegt hab', und es kommt dann ein Bock so nah, daß man ihn fast mit Händen hätt' greifen mögen — dann hat's mich gepackt, den Stutzen hab' ich hervorgesucht, und der Bock hat mein sein müssen . . . So ist's manch' Jahr gegangen, den Holzmichel hat man nicht erwischt, bis dort in der Schmelz drunten der neue Förster gekommen ist. G'rad an einem Sonntag war's; wohl hab' ich mir gesagt, du darfst nicht — aber es hat mir keine Ruhe gelassen. Den Bock hab' ich nach Türnitz verkauft. Aber der Mond war zu hell, der Förster hat mich erkannt, und das andere weißt du, Högerbauer."

„Na, härm' dich nicht, Holzmichel! Hast's sitzen ja überstanden. Kein Mann aus dem Ort wird dir's nachtragen."

Damit waren sie am Fuße des Annaberges angelangt, der Högerbauer ging ins Wirtshaus des Bergbauern, der Holzmichel schlug sich links den Bergbauermäuern zu.

Auf dem Söller des Häus-



Prosit 1950

Der Heiland ist dein Steuermann!
So groß an Macht und Treu'
Trifft du auf Erden keinen an,
Er steht dir sicher bei.

Dein Schifflein hat Er selbst gebaut,
So wasserdicht und fest.
Mit Wind und Meer ist Der vertraut,
Der niemals dich verläßt.

chens, das so traut und freundlich mit dem weißen Anstrich aus dem dunklen Tannenwalde des Annaberges dem Wallfahrer entgegenblickt, saß ein schmuckes junges Weib. Die Hände im Schoße gefaltet, hielten den Rosenkranz — aber an Beten dachte in diesem Augenblicke die Marie nicht. Sie weiß: heute soll er kommen, der unglückselige Michel; ihr Herz jauchzt dem geliebten Mann entgegen, und die Strafpredigt, mit der sie ihn zu zwingen gedenkt, das Jagen zu verschwören, kann sie nimmer ausdenken. Zweifel und Hoffen ob seines Kommens nehmen ihr Sinnen ganz gefangen.

„Er muß das Wildern lassen, sonst geht's mit unserm Glücke zu Ende." Erst ein Jahr sind sie verheiratet und lebten so glücklich, bis sich der Michel vom Förster erwischen ließ. Wenn ihn die erste Strafe jetzt nicht vernünftig gemacht hat, wenn er, schwach, wie er seiner Leidenschaft gegenüber ist, den Einflüsterungen falscher Freunde wieder nachgibt — mein Gott, wohin soll es mit der Ruhe, dem Glück in der Familie kommen! Diese stete Angst, das Wegbleiben bei der Nacht, die Sünde gegen Gott, es kann ja nicht ausbleiben, daß der Fluch sich auf ihren Herd setzt und sie allesamt unglücklich macht.
Und wenn ihm im Wald einmal der Förster mit der geladenen Büchse in den Weg tritt? Wenn den Michel die Leidenschaft, die Wut gegen den, der ihn ins Kriminal gebracht hat, fortreißt; wenn er den Stutzen auf den Förster richtet, den Hahn spannt und los — —

Da knallt es scharf durch die Luft. Die Bergwände vom Ahornberg her geben das Echo zurück. Mariens Brust entringt sich ein gellender Aufschrei: „Himmlische Mutter, das war der Michel!" Und die Hände vors Gesicht schlagend, eilt sie ins Haus, kniet vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und erbetet sich Ruhe.

Dann setzt sie sich zum Fenster, um den Mann zu erwarten. Aber Stunde um Stunde vergeht, ohne daß er kommt. Schon steigt die volle Scheibe des Mondes über dem Tannenwalde des Gschaid strahlend am Himmel auf, und noch immer sitzt die Marie wartend und betend am geöffneten Fenster allein.

— — —

Des Holzmichels Absicht war wirklich gewesen, auf dem nächsten Fußsteig zu seinem Häuschen aufzusteigen; er wollte seinem Weibe sofort das der Himmelsmutter gemachte Gelöbnis wiederholen und so seinen Seelenfrieden ganz wiedergewinnen. Da sieht er den Holzschlag am Ahornberge, wo er seinen Abschraubstutzen, in eine Rehdecke gut eingewickelt, vergraben hat. Er muß doch einmal sehen, ob der Stutzen in den sechs Wochen nicht vom Roste gelitten hat.

Und Frau und Gelöbnis sind vergessen. Unter den Bergbauermäuern steigt der Michel den Ahornberg hinan, vorsichtig, daß ihn ja niemand erspähen kann. Richtig! Der Stutzen liegt noch an der alten Stelle, die Rehdecke hat

Seine Mutter

Kornelius Jugmann, Aachen

Im Januar 1942 wurde in Rußland ein junger Major schwer verwundet. Er starb in den Armen eines Sanitäters, der Franziskanerpater war. Der sagte dem Sterbenden: „Herr Major, Gott ruft Sie in die Ewigkeit ab. Was sagen Sie dem lieben Gott dazu?" „Zu Befehl, Herr!" war seine Antwort. Der Franziskanerpater wurde ein Jahr später mein Wehrmachtspfarrkind. Aus seinem Munde hörte ich von dem erbaulichen Wort des Sterbenden. Als dessen Name fiel, horchte ich auf. Der Gefallene war mir ja bekannt.

Als er noch blutjunger Leutnant war, hatte ich ihn in der Garnisonstadt kennengelernt. Gleich bei der ersten Begegnung war ich tief beeindruckt von ihm, von seiner edlen Haltung und gläubigen Gesinnung, von seiner christlichen Reife, wie sie mir in diesem Ausmaß und bei diesem Alter noch nicht vor Augen gekommen war.

Bald kam ich mit seinem Standortpfarrer zusammen. Ich brachte das Gespräch auf ihn. Der bestätigte mir, was ich über ihn dachte: „Das ist der prachtvollste Kerl in meinem Standort. Den Jungen bewundere ich. Der gibt ein Beispiel wie kein anderer. Es ist etwas Geheimnisvolles um seine junge Persönlichkeit, die seinesgleichen wie Untergebene in ihren Bann zieht und höherführt."

Er war wirklich einer der wertvollsten Menschen, denen ich im Kriege begegnete, vom Kopf bis zum Fuß ein feiner Mensch und ganzer Christ. Oft fragte ich mich, wenn ich ihn ob seiner Gesinnung und Haltung bewundern mußte: Wem er wohl den Wert seiner Persönlichkeit am meisten zu verdanken habe. Da lernte ich in Schlesien auch seine Mutter kennen und hatte die Antwort.

Beim Tode fand man in seiner Brieftasche ein Bild seiner Mutter. Auf die Rückseite dieses Bildes hatte er als Neunzehnjähriger die Worte geschrieben:

Immer dann,
wenn ich vor eine Entscheidung gestellt bin,
wenn Höchstes von mir erwartet wird,
wenn ich ein schweres Opfer bringen muß,
wenn ich mir Gewalt antun muß,
wenn Sünde auf meiner Seele lastet,
wenn Leid an meinem Herzen nagt,
wenn ich glückliche Stunden erlebe,
wenn ich mich bewähren muß,
stelle ich mir die Frage:

„Was würde mir jetzt meine Mutter raten?"

Das Geheimnis seiner Persönlichkeit war — seine Mutter.

---

ihn vorzüglich gegen Feuchtigkeit geschützt. Ganz selig vor Freuden drückt er das Teufelsding an seine Brust. Ein wenig mit dem Hahn spielen, das ist ja nicht gegen das Gelöbnis, aber es ist jammerschade, daß er nicht ein einzigesmal mehr schießen darf. Er will ja beileibe nichts treffen, nur einmal wieder losdrücken, daß es scharf und hell durch die Bergwände hallt. Aber auch das hat er verschworen, er darf ja nicht einmal mehr losdrücken.

Da — beim Spielen hat der Holzmichel weder rechts noch links geschaut — regt sich plötzlich in seiner Nähe ein Etwas, in welchem das geübte Ohr das vorsichtige Treten eines Wildes zu erkennen glaubte. Richtig, da steht er. Ein Prachtkerl! Und wie der auf hat! Noch ein paar Schritte macht er — dann steht er da, wie ihn freier und besser kein Jäger sich wünschen kann.

Dem Holzmichel steigt das Blut zu Kopf. Bald heiß, bald kalt wird ihm — er zwingt sich, an Weib, an Gelöbnis zu denken — aber er bringt die Augen, die Gedanken von dem Bocke nicht weg. Jetzt spielt er schon nicht mehr mit dem Stutzen, waidgerecht liegt er bereits an dr Wange — ein Blitz — ein Knall — und der Bock bricht, sich noch einigemale überschlagend, fast zu des Wilderers Füßen zusammen.

Wie versteinert schaut der Michel auf das erlegte Wild. Was kümmert ihn auf einmal der kunstgerechte Blattschuß, was das herrliche G'wicht, was der hohe Wert, den solch ein Prachtkerl hat? Das Gewissen, der böse, rücksichtslose Mahner, packt ihn scharf. Was — redet es ihm zu — eben erst aus dem Gefängnis entlassen, und schon wieder ein Verbrechen? Eben erst der Gottesmutter ge-

schworen, und jetzt schon meineidig? Na, warte, wenn dich diesmal der Jäger erwischt!

Der Holzmichel war sich bald klar, daß er sich jetzt noch nicht noch Hause trauen dürfe, ja daß es am besten sei, wenn er sich irgendwo verstecke, bis es dunkel sei, denn der Förster, der um diese Zeit oft durchs G'schaid und das Krowatental streift, hat so ein verfluchtes „Spektivi", mit dem er oft stundenweit schauen kann. Also heißt's sich ein gutes Versteck suchen.

Auf allen Vieren kriecht der Wilderer ins dichte Unterholz, und hier bleibt er stundenlang regungslos liegen, bis es dunkel wird. Die Gedanken, die dabei seinen Kopf durchtobten, kann man sich vorstellen; bald jedoch wurden sie ruhiger, und der Michel fing an zu beten. Da raunte ihm das Gewissen zu: Wenn du Ruhe und Verzeihung finden willst, wirf den Stutzen weg; dies Teufelsding hat dich auch heute wieder verführt, es steht zwischen dir und deinem Gott, es versperrt dir den Weg zum Bravwerden und zum Seelenfrieden.

Wohl sträubte sich die Jagdlust in ihm lange gegen diesen Rat. Der schöne, liebe Stutzen! Aber endlich gab der Michel nach; in weitem Bogen, mit argen Gepolter sauste der Unglücksstutzen die Bergwand hinab. Der war unbrauchbar, unschädlich für immer.

Erleichtert und jetzt sicher, daß er sein Gelöbnis zu halten stark genug sein werde, schritt Michel den Berg hinab, dem Hause zu, in dem sein Weib ihn so sehnlich erwartete. Nach den ersten Begrüßungen schilderte er frei sein neuestes Vergehen und wie er es gesühnt habe. Wohl war die Marie schwer betrübt und weinte bitterlich an des Mannes breiter Brust, aber als praktische Hausfrau hatte sie nicht lange Zeit, sich ihrem Schmerze hinzugeben, mußte sie doch dem so lange Abwesenden ein kräftiges Nachtmahl zubereiten. Schon steht sie am Herd — da klopft es, und der Hund schlägt an.

„Mein Gott, Michel, 's wird der Förster sein, versteck' dich geschwind dort unters Bett, da sucht dich niemand."

Und wirklich, so sehr er sich schämt, der große, starke Michel, er kriecht unters Bett und ist fein mäuschenstill.

Die Marie geht zur Tür, wo das Klopfen nicht aufhört. „Wer ist denn draußen?"

„Na, mach' nur auf. Ich bin's, der Förster."

Die Frau läßt den Jäger ein, der sich's sogleich bequem macht und sich häuslich niederläßt, als ob er ein paar Stunden da plaudern wollte. Sein Feldmann legt sich knurrend zu seinen Füßen nieder.

„Hast vor eine Weile nicht schießen gehört, Marie?"

„O nein, ich nicht. Wo denn?"

„Ger', stell' dich nicht, als ob du taub geworden wärst. Dort vom Ahornberg kam der Schall."

Der Marie wird's Lügen schwer. Sie geht daher zum Kasten, um ihr rotes Gesicht zu verbergen, und bringt dem Förster einen „Selbstangesetzen" zur Magenstärkung. Unterdessen hat der Feldmann am Bette herumgeschnüffelt und kommt jetzt winselnd zu seinem Hern, um seine seltsame Entdeckung mitzuteilen.

„Da her, Feldmann!" ruft der Förster, „der Michel wird schon allein unterm Bette hervorkriechen können. Komm' nur hervor, Michel, hab' dich längst dort gesehen."

„O alle Heiligen, nun ist's geschehen!" jammert die Marie, während der Michel mühsam und rot vor Scham unterm Bette hervorkriecht.

„Gelt, Holzmichel, jetzt bist wieder in meiner Hand. Daß du 's Wildern nicht lassen willst! Oder willst gar den Bock dort am Holzschlag verleugnen?"

„O nein, lügen kann ich nicht," erwiderte trotzig der Michel.

Der Förster blickte lange sinnend vor sich tin. Er wußte, daß er das Lebensglück des sonst so braven Ehepaares ganz in seinen Händen hatte, und er wurde sich der großen Verantwortung bewußt, wenn er, selbst ein sündiger Mensch, dieses Glück jetzt vernichtete. Ein Blick auf das schmerzentstellte Gesicht der jungen Frau und auf die von tiefer Reue zeugenden Züge des Wilderers bestärkten den Förster in dem Entschlusse, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es kann ja Gott nicht lieb sein, wenn man ein schon halbgeknicktes Lebensglück ganz zerbricht; es wird ihm mehr gefallen, wenn man es wieder aufrichtet und zu festigen trachtet.

„Wie hast du nur so lange ruhig da im Walde liegen können, Michel? Das bringt ja kaum der beste Jäger fertig, der einem Wilderer auf der Spur ist. Siehst du, wenn man dich ein wenig in die Arbeit nehmen würde, könntest du bald ein ordentlicher Jäger werden. — Na, na, sei nur ruhig, laß mich ausreden. Du kennst die Schliche der Wilderer genau, bist sonst ein braver Bursch', und wenn

du mir versprechen wolltest, ehrlich zu bleiben . . . . ."

„Herr Förster, meiner Seel . ."

„Ich glaube dir ja. Morgen zeitig in der Früh werde ich dich abholen, wir gehen zum Stiftsförster nach Türnitz, zum Mieringer, du kennst ihn ja. Er braucht gerade einen tüchtigen Jägerburschen, der sich nicht fürchtet, eine abgestürzte Gams aufzubringen oder einem berüchtigten Wilddieb entgegenzutreten. Wenn du bei ihm eintreten willst, er ist ein guter Freund zu mir, so kannst du im Walde schießen und doch ehrlich bleiben."

Vor lauter Dankbarkeit brachte der Holzmichel kein Wort hervor, derb drückte er mit der Rechten die Hand des Försters, während die Linke einige Perlen zerdrückte, die aus den blitzenden Augen in den krausen Bart rollten.

Die Marie ließ es sich nicht nehmen, des Försters rauhe Hand innigst zu küssen, dann aber wandte sie sich dem Herdfeuer zu und bereitete den beiden Männern einen Jägerschmarren, von dem sie später oft noch reden mußten.

Als der Förster spät nachts sich auf dem Heimweg gemacht hatte, nahm die Marie ihren Mann bei der Hand, führte ihn vor das Bild des Gekreuzigten und sprach: „Morgen gleich darfst beim Wieringer nicht eintreten. Wenn er dich in Dienst genommen, kommst augenblicklich von Türnitz heim, denn tags darauf gehen wir mitsammen nach Zell, da wird gebeichtet und kommuniziert, und wenn wir so alles mit unserm Herrgott in Ordnung gebracht haben, ziehen wir mit reinem Gewissen nach Türnitz."

„Amen," war alles, was der Holzmichel darauf zu antworten wußte.

Die Drehorgel

In der Weißhornhecke, welche die Wiesen des Bramhofes umsäumte, schleppte sich ein Drehorgelspieler hin. Er mußte in früheren Jahren ein stattlicher Mann gewesen sein: in den scharfen Zügen des Anlitzes und dem Feuer der Augen waren noch Spuren der besseren Zeit zurückgeblieben, aber jetzt war er gänzlich heruntergekommen. Der struppige Bart, das wirre Haar, die vernachlässigte Kleidung verrieten nur zu deutlich, daß er jene Station erreicht hatte, wo die Hoffnung für immer endigt.

Ein letzter Überrest aus der alten Zeit schien seine Orgel zu sein. Das Gehäuse derselben war von feinem Ebenholz geschnitzt, die metallenen Pfeifen blitzten in der Sonne, und der Klang war von unvergleichlicher Fülle und Schönheit. Alt und jung lauschten auf die wundersame Melodie, wie sie schwebte und mächtig schwoll und so herzergreifend klagte:

„Es sang in alten Jahren
Wohl auch die Nachtigall."

Der Drehorgelmann hatte das Ende der Hecke ereicht und wollte eben seinen Weg zu dem stattlichen Bramhof, dem größten des Dorfes, nehmen, als eine Knabenstimme vom Einfahrtstor her rief: „Brauchst gar nicht zu kommen!"

„Warum denn nicht?"

„Vater und Mutter sind nicht zu Haus, und das alte Vieh von Großmutter ist halb taub und hört doch nichts davon!"

„Wie? In solcher Weise magst du von deiner Großmutter sprechen?"

„Weshalb denn nicht? Solltest mal hören, wie Vater und Mutter davon sprechen. „Altes Vieh", das ist noch gar nichts. „Alter Satan", „alte Hexe", „vermaledeites Luder" sagen sie, und wenn sie dann noch nicht hören will, geben sie ihr einen Fußtritt, und wenn auch das noch nicht hilft, werfen sie ihr eine Rübe an den Kopf, sieh, so!"

Der Knabe warf nicht ungeschickt, das mußte man zugeben. Er hatte von Anfang mit einer dicken Wurzel nach dem Kopfe des Drehorgelmanns gezielt und führte den Wurf jetzt mit einer so musterhaften Gewandtheit aus, daß der durchlöcherte Hut des armen Spielmannes weit wegflog.

Hämisch lachend schlenderte das Kind in die Wiese. Der Drehorgelmann konnte nur mit Mühe seinen vom Winde fortgetriebenen Hut wieder erhaschen. Dann trat er durch das große Einfahrtstor auf den weiten Vorplatz des Bramhofes, und schwermütig klagte die seltsame Weise:

„Es sang in alten Jahren
Wohl auch die Nachtigall."

Am Herdfeuer saß die achtzigjährige Großmutter und strickte. Im vorigen Jahre konnte sie noch spinnen, aber ein Zweig nach dem andern fiel von dem morschen Stamme: spinnen konnte sie nicht mehr. Die Zeit schreibt jedem Menschenkinde seine Geschichte ins Antlitz, bald mehr, bald minder deutlich. Hier hatte sie sehr deutlich geschrieben: „Viel Kreuz, viel Tränen, aber noch viel mehr Gottvertrauen."

Ihr gegenüber saß ein neunzehnjähriges Mädchen, emsig mit

einer Näharbeit beschäftigt und nur zuweilen einen Blick voll ängstlicher Liebe und Sorge auf die Alte werfend, so liebevoll, als wäre es ihre Tochter gewesen. Aber es war ein fremdes Waisenkind, welches seit zwei Jahren auf dem Bramhof diente. Und jetzt war der Blick des Mädchens gänzlich verwirrt und ratlos, denn plötzlich hatte die Alte sich aufgerichtet, und ihr mattes Auge leuchtete auf, und eine Träne glänzte auf der gefurchten Wange.

„Gertrud", sagte sie, „was ist das für eine Melodie? Mir kommen die Tränen mit Gewalt. Das ist das Lied, welches mein Sohn mir immer vorsang, als der Vater gestorben war. Kannst du den Spielmann nicht rufen?"

Dieser kam und spielte noch einmal und noch einmal, und eben legte Gertrud auf der Großmutter Geheiß ein kleines Geldstück und ein Butterbrot in seine gebräunte Hand, als die Seitentür heftig aufgestoßen wurde.

Mit zornflammenden Gesicht kam der Bauer herein, die Bäuerin mit ihm. Die schwere goldene Kette zitterte auf seiner Brust, erregt schwang er den Knotenstock gegen den Eindringling: „Mensch, mir aus den Augen, oder ich will dich zu deinem Dudelkasten tanzen lehren . . . Und du, „alter Satan!" wollte er die Mutter anfahren, aber es war nicht mehr nötig. Auf Gertrud gestützt, wankte das gebrochene Weib still in ihr armes Schlafgemach. Der Spielmann aber hatte das ungastliche Haus schon verlassen, und draußen von den andern Höfen her hörte man die Weise klagen:

„Es sang in alten Jahren
Wohl auch die Nachtigall."

Der trübe Tag würde die Alte einen noch trüberen Abend gebracht haben, wenn nicht zum Glücke der Bramhof in großer Aufregung gewesen wäre. Am andern Tage sollte der „Amerikaner" kommen, der steinreiche Amerikaner, der große Kaufherr von Cincinnati. Der Bramhof sollte seinen eigentlichen Herrn und Besitzer wiedersehen, Großmütterleins einzigen Sohn, der auf sechs Wochen seine Mutter und seine entfernten Verwandten, den jetzigen Pächter und Verwalter des Gehöftes, besuchen wollte.

Und früh am andern Tage standen Bauer und Bäuerin und ihr im Werfen so geschickter Knabe dort am Einfahrtstor neben der Weißdornhecke.

„Jetzt heißt es aufgepaßt, Weib!" flüsterte der Bauer. „Erstens darf er sich nicht verheiraten. Zweitens muß er dieses Kind zum Erben einsetzen. Drittens muß er sehen, daß wir seine Mutter auf den Händen tragen!" Der Knabe war nicht angeredet, aber er nickte verständnisinnig: er war überhaupt ein sehr „kluger" Junge.

Gut, daß die Instruktion für Weib und Kind kurz war, denn auf der Höhe des gegenüberliegenden Hügels wirbelte eine Staubwolke empor, zwei prächtige Rappen stürmten den Weg hinab, ein Wagen, so schön, wie das Dorf noch nie einen gesehen, hielt am Tor, und ein stattlicher Herr war ausgestiegen. Er gab seinen Bedienten Auftrag, das Gepäck ins Haus zu schaffen, wechselte mit dem Bauern einen kurzen Händedruck und schritt dann über die Tenne des Bramhofes. Die Alte, von Gertrud geleitet, wankte ihm einige Schritte entgegen, dann barg sie, vor Freude weinend, ihr Haupt an der Brust ihres Sohnes, der sie mit starkem Arm liebend umfing und sorglich ins Haus geleitete.

Bei Tische saß die Großmutter „natürlich" obenan. Der Amerikaner sprach wenig, wie das ja heute erklärlich war. Umsomehr sprachen die anderen. „War Großmütterchen auch glücklich?" fragte der Amerikaner. „Wünschte Großmütterchen auch Wein? War der kleine Knabe nicht Großmütterchens Liebling?" Er mußte es wohl sein, denn so freundlich, so aufmerksam konnte kein anderer Enkel die Alte bedienen, wie diesmal der erhaltenen Instruktionen gemäß der kleine Taugenichts.

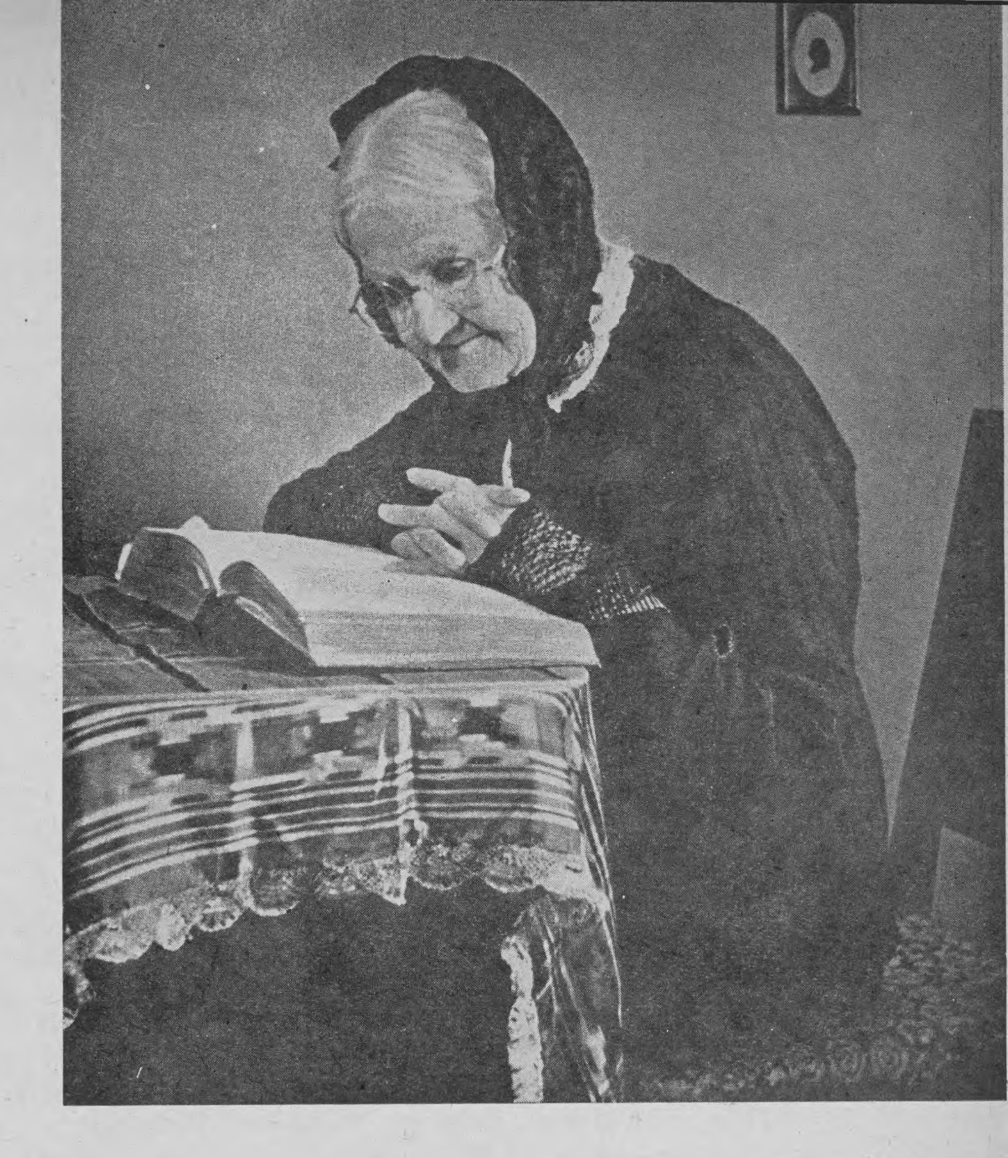
Nach dem Essen, welches nur kurze Zeit in Anspruch genommen hatte, lud der Amerikaner alle in das Wohnzimmer ein, wo der Bediente sein Gepäck niedergelegt hatte, und wollte die Geschenke austeilen. „Komm, du zuerst!" Der kleine Knabe war vor Freude von Sinnen. Ein Schaukelpferd! Soldatenspiele! Eine große klappernde Windmühle! Sofort kletterte er auf den Holzschuppen, um die Wind mühle aufzustellen.

Es zuckte so sonderbar um die Wimpern des Amerikaners, die stille Gertrud sah es deutlich, als das Kind fortlief und die andern allein ließ.

Eine verschlossene, eisenbeschlagene Kiste stand auf dem Tische.

„Dies ist euer Geschenk", wandte sich der Amerikaner an den Bauern und die Bäuerin. „Ihr habt s viel Gutes an meiner Mutter getan, daß ich es euch nicht ganz vergelten kann, aber ihr sollt doch den dankbaren Willen sehen."

Er wollte nunmehr die Kiste öffnen, aber das ließen die Pächter des Bramhofes nicht zu. Sie nahmen ihm die Werkzeuge aus der Hand und meißelten und hämmerten, und das war eine sehr mühsame Arbeit. Und sie hämmerten noch mehr, und sie bohr-



ten noch tiefer, und die eine Schraube fiel, und der andere Riegel gab nach, und endlich brachen die Wände der Umhüllung auseinander, und ihr Inhalt wurde sichtbar.

Es gibt Verhältnisse im Leben, die wir verahnend fürchten und unvermeidlich kommen sehen. Wir wissen anfangs nicht recht, was es ist, was da kommen soll, aber nach und nach nimmt die Sache greifbare Formen und überwältigende Gestaltung an. Es gibt aber auch Verhältnisse, wo das Entsetzliche rasend schnell, wie der Blitz vor uns hintritt und in seinem ganzen Umfange auf einmal offen vor uns liegt. So war es hier.

Der Bauer und die Bäuerin prallen, als die Kiste geöffnet war, leichenblaß zurück; sie sahen in der gesprengten Umhüllung die silberbeschlagene Drehorgel, die Tags zuvor der von ihnen so brutal fortgewiesene Spielmann getragen.

Der Amerikaner war eben der Spielmann! Das wußten sie in einem Moment. Das weitere ahnten sie, hatte er ja gestern mit eigenen Augen gesehen, wie sie die Mutter behandelten, und hatte er ja soeben noch eine Probe der ekelhaftesten Heuchelei von ihnen erfahren. Er war in Amerika auf das Los aufmerksam gemacht worden, das seiner lieben Mutter bereitet wurde. Er hatte mit eigenen Augen sich überzeugen wollen, inwieweit jene Warnungen begründet waren, aber seine Befürchtungen waren noch um viel übertroffen.

Er stand da, schwere Schweißtropfen auf der glühenden Stirn. Die markige Hand zitterte und bebte. Da fiel Gertruds Blick wie bittend auf ihn. „Mutter", keuchte er, „laß uns von hinnen gehen, ehe denn ein Unglück geschieht".

— — —

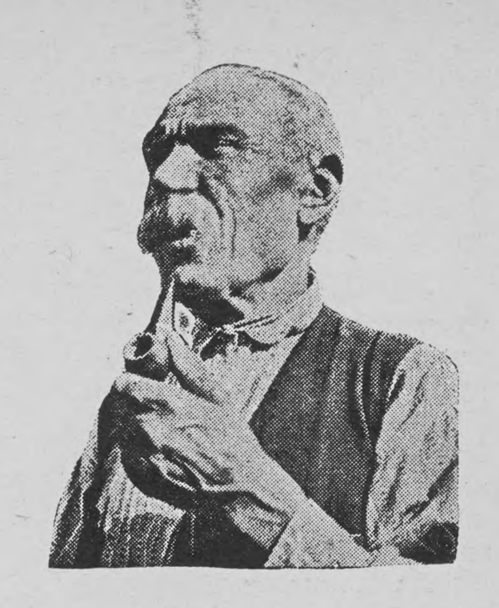
Sieben Jahre später, der Bramhof war von dem Ungeziefer seiner bisherigen Bewohner längst befreit, saß die alte Mutter an der altgewohnten Stelle des Herdes. Der Amerikaner, nunmehr Bewohner des Bramhofes, saß neben ihr und hielt zärtlich ihre Hand in seiner Rechten. Vor ihm saß Gertrud, nunmehr seine Gattin. Zu ihren Füßen spielte ein schönes Kind mit einer silberbeschlagenen Drehorgel. Sein Ärmchen war schon kräftig genug, die Orgel zu drehen, und schweigend lauschten alle der lieben, ergreifenden Weise.

„Es sang in alten Jahren
Wohl auch die Nachtigall.

Wenn Not dich trifft, dann bete, aber so, als wenn alles von unserm Herrgott abhinge, und wäge dich und rege dich, als ob es auf dich allein ankäme.

Gesellenvater Adolf Kolping.

vom
Schusterseppel



Liebe Leit!

Indem das mir jetz Winter hon is es arg kalt in der Natur aus was weller Ursach der kadolische Hausvoter viel good time hot vonwege die Maistub wo alle Täg stattfinne tut ober vor die Christmas hot kein kadolischer Hausvoter keine good time net g'hat indem daß die Pauline die housecleaning vorg'nomme hot was kein Mann net stände kann indem daß die Weibsleit zu seller Zeit arg exited sein und kein Wort net kann der Mensch zu sie rede ohne daß sie net schiempfe und kommandiere und der Hausvoter muß die overshoes abziehe bevor daß er in die Stuben beht und kein Platz is do net wo man sich hinhucke kann fier um zu resten ober die Weibsleit sein gleich hinner uns her und der Mann muß h'naus aus dem Haus in das kalte Winterwetter wo below zero is und wenn er in die stores geht fier um mit die anre Mannsleit Maistub zu holte dann schiempfe die Weiber wieder und tun soge: Do schoff ich mich die Finger bis uf die bones und du tust rumhucke und good time hon und liebe Leit selles is ein großes suffern fier uns Mannsleit und christliche Hausvoter ober mir hen alles zu stände indem daß mir verheirot sein for better und for wurs wie die englische Leit soge und mir hen solle promise auch am Brautaltor g'mocht.

Liebe Leit und kadolische Folk vum Mariabot mit selle Lehr will ich nix Unrechtes net soge gegen das heilige Sakrament von die Ehe wo ich schon lange Johre mit meine Pauline g'lebt hon und wenn ich die Wohrheit sog dann is selles keine Beladigung net gegen die Kerch ober ich bin ein treies Kind von die kadolische Kerch wo alle Gebot und alle efangelische Rotschäge und die Gebot von der Kerch und von der Barmherzigkeit und auch die sieben Hauptsiende arg gut holte tut ober wo ein exitment is do is ein exitment und das housecleane is ein exitment wo keiner net soge kann daß es kein exitment net is. Jetzen sein mir ober glieckglich ieber selle Zeit h'nieberkumme und der christliche Hausvoter hot keine worries net mehr bis uf die Ostre wo die Weibsleit wieder housecleane ober zu seller Zeit sein mir gut ab indem daß es net mehr so arg kalt is und der kadolische Hausvoter kann sich mit die Säu beschäftige oder mit die machinery und er hot sein peace vor die Weibsleit wo vor die Ostre noch ärger exited sein vonwege daß vielige Faste wo unnerschiedliche results im Menschen hervorbringt indem daß net alle heilig werde ober exited und arg nervous und sie tun penance schoffe fier uns alte Leit wo mir vonwege unser ehrwierdiges Alter von das Faste dispenst sein und keine Buße net mehr tun vonwege weil jetzen die Jugend selles unnernehme muß ober der Poter hot g'sogt wie das alte Leit so viel vum Schwotemoge esse können wie das sie es stnäden unner die condition daß sie over sixty sein ober Buß muß jeder Mensch tun indem daß es keine dispensation von der Buß net gebt ober der Bruckler Franz hot sich net geaniegt und er hot uns verzählt wie daß die Leit in Rußland den riechtige Glauben g'hat hen und kein alter Mensch hot keine Buß net mehr gebreicht vonwege weil er over sixty is was welle theory ich noch gut studiere muß.

Liebe Leit und Leser und Leseriene die Christmas hon mir gut verbrocht indem daß die Pauline wo mein mir eheliche angetrautes Weib is alles prepared g'hat hot und mir hon unnerschiedliche visitors g'hat wie zum eBispiel alle meine Kinner und viele Freind und Nachbors und auch der Poter is dogewest wo eich alle die Uffweisung bringt wie daß ich ein Mann bin wo respected is ober die junge Leit tun keine alte Leit net mehr respecte wo ich g'sehe hon als mir fier uf die Mitternachtsmeß in der Kerch gewest sein und ich bin der Kerchenvoter

wo die candles anziende muß wo ein wiechtiges Amt is und ein alter Mensch wie ich werd dizzy im Kopf wenn er zu die lange candles h'nufschaue tut fier um sie anzuziende und ich bin auch dizzy worde wie ich vor der Mitternochtsmeß die candles angeziend hon und ich bin mit dem Stock wo der Kerchenvoter die candles mit anziende tut aus der balance komme und ich bin left und right an die candles vorbeigange und hon sie net gereached ober die Jugend in der Kerch hot mein ehrwierdiges Alter disrespected und sie hon g'lacht und gekiechret vonwege weil sie gedenkt hen daß ich eins getrunke hon wo ober die Unwohrheit is aus weller Ursach ich mich zu sie gewendt hon und ich hon sie ein strafenden Blick zugeworfe wo ober net geholfe hot und do is der Poter kumme und hot selbst die candles angeziendt.

Liebe Leit das mit dem respect muß uffhöre indem daß ich weiß was respect is wo ich doch die Unneroffizierschule in Rußland mit gude examinations g'mocht hon ober wenn ich zu die gemeine Soldate geschrien hon: Desch gun uf die Schultre dann hon die gemeine Soldate den gun uf die Schultre geschmiesse und wenn ich geschrien hon den gun vun die Schultre dann hon alle gemeine Soldate ihren gun vun die Schultre g'nomme und es is kein Widerspruch net gewest und auch kein contradiction net is vorkumme ober wo ein kommando gebe worde is do is ein kommando gebe worde und viele von die gemeine Soldate von russische Armee wo heit gude christliche Hausväter sein und in Canada uf der Farm ihr Läbe moche sein mir dankbor bis zu ihren Tod vonwege den guden respect und die gude discipline wo ich ihne gebe hob.

Liebe Leit unser Poter hot unnerschiedliche meetings mit die alte Leit und mit die Jugend vonwege die neie invention von unsren kadolischen Glauben wo mir kadolische action heiße tun und ich act alle Täg von mein Leben kadolisch ober die Jugend tut net mehr kadolisch acten aus weller Ursach ich uf unsre meeting die motion gemocht hon, Poter hon ich gemoved, fier um die Jugend kadolisch acten zu machen breichts ihr Leit so wie ich wo die russische Unneroffizierschul g'mocht hot und ich tu eich bitten tut's mir und meine alte Kamerode die Jugend ieberlosse denn das Asperges meus wo ihr Päter vor dem Hochamt holte tut langt net indem daß unsre Jugend arg mehr breicht als nur ein Sprietzer vum Weihwosser wo die Madle noch schiempfe und lästren indem daß selles Weihwosser den powder verschmiert wo uf ihrem G'sicht is ober ich und meine Kameroden wo mit mir in der Unneroffizierschul gestudiert hen mir werde die Jugend komandos geve daß sie net nur kadolisch acte ober auch unnerschiedliche anre actions unnernehme wo das vierte Gebot wieder geholte werd und auch das sechste Gebot indem daß keine Tänz mehr sein werde ober nur noch anständige Tänz fier uns kadolische Hausväter und Hausmietter.

Liebe Leit der Poter hot mir die Jugend net iebergebe indem daß mein Weib die Pauline in seller meeting ufgestanne is und sie hot g'sogt wie daß sie die motion mocht daß ich mich hinhucke soll und schweige indem daß die kadolische Hausväter und die kadolische Hausmietter auch unnerschiedliches hinner ihre Ohre hon und die kadolische action is keine Unneroffizierschule net ober ein fight mit den Teifel und mit die Unsitten und es hon so viele von die Weibsleit selle motion von mein eignes Weib gesecunded daß ich mich hing'huckt hon ober der Poter hot mir doch große Ehre angeton indem daß e die Leit ufgeklärt hot wie daß ich in principle recht hon ober ich weiß net was selles meint wenn ein Mensch in principle recht hot und wenn er sich doch hinhucke muß und ihm nix net iebergebe werd ober der Poter muß wiesse was er g'sogt hot und ich bin doch arg zufriede mit mein motion gewest denn ich bin in principl recht wo mir mein Weib die Pauline net abstreite kann und keine von die ladies aid Weiber auch net.

Liebe Leit ich werd jetz in diesen Wienter studiere was selles heißt daß der Mensch in principle recht is und das er sich doch hinhucke muß vonwege weil der Mensch alles lernen muß und wo ein Mensch nix net mehr lernen will do is er kein Mensch net mehr denn der Mensch muß allegebot die Vernunft unner die consideration nähme und er muß sie auch unner consideration holte ober wie ich geschtren zum Back Mike h'nieber bien vonwege weil der Back Mike gebutchert hot hon ich gesehn wie daß net alle Leit die Vernuft unner consideration nähme indem daß ich mit dem Brocker Tony in ein argument von wege die Leberwurscht und den Schwotemoge komme bin wo ich geclaimed hon wie daß der garlik wo mir in die Wurscht mixe in gude proportion mit die Länge von die guts sein muß ober der Brocker Tony hot ieber mich g'sogt wie daß ihn kein Mensch net teache werd wieviel das vom garlik in die Leberwurscht und in den Schwotemoge h'neing'hert und daß mit die proportion is was englisches hot er g'sogt und was englisch is is nix kadolisches net

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter

Fortsetzung

Kaltes Regenwasser floß den Kindern über die gehobenen Gesichter. Sie merkten es nicht. Starr waren ihre Augen dem Orte zugewandt, an dem sie die schöne Frau erwarteten. Es war ihnen, als wenn es nicht mehr ihre Augen seien, was ihnen Sehkraft gab. Etwas anderes machte es hell um sie herum. Und in dieser Helle sahen sie keinen der vielen Menschen, sahen sie weder Regen noch Felder, weder Wolken noch Baum. Sie sahen nur eine große, wundersam erleuchtete Leere, die voll war von großer Erwartung.

Heilig war diese Leere, und tiefste Stille herrschte in ihr. Ja, man fühlte nicht einmal, ob man kniee oder stehe, ob es regne, ob es kalt sei oder ob glühende Sonne vom Himmel brenne.

Luzia merkte garnicht, daß der große Priester wieder einmal rief:

„Es ist weit über Mittag. Es ist nichts hier, es

---

indem daß die englische Leit nur balony esse und domit zufriede sein ober mir kadolische Leit gleichen latsa garlik.

Liebe Leit ich hon dem Mike eine gude Uffklärung gebe wie daß der garlik nix net mit dem kadolischen Glauben zu schoffe hot ober der Mensch kann die ewige Seligkeit erreiche ob er garlik eßt oder net ober es kummt uff den guden Willen an und net uff den garlik indem daß auch die englische Leit in den Himmel kumme solang das sie nur die Tugend in Ehr holte ober der Mike hot mir arg contradicted und hot g'sogt wo ein Mensch die alte Gebreich net mehr in Ehr holte tut do is der Glaube gefährlich und unser alter Gebrauch is garlik in die Wurscht h'neinzustoppe und uff keine proportion net zu achte und wo ein Mensch von die proportion schwätzt und gegen den garlik do is der Glaube auch net mehr so stark.

Liebe Leit jetzen seht Ihr's wie daß der Mensch noch uf seine alte Täg accused werd wie daß er den Glauben net mehr hot was eich die Uffweisung bringt wie daß net mehr alles in unsere Welt richtig is ober mir breiche eine reformation und ich sog daß ich ganz recht hon und net nur in principle ober die Jugend breicht die komandos von einen Unneroffizier und die alte Leit hon ihre Vernuft unner consideration zu nehme und concerning die Wurscht so hen mir zu glaube und zu handle daß mir den garlik in proportion benutze vonwege weil der smell wo einem aus dem Maul kummt wenn der Mensch Wurscht mit zu viel garlik gesse hot gegen die christliche Nächstenlieb is woraus alle Leser und Leserinne vum Mariabot lernen wie daß mein kadolischer Glaube noch gut is indem daß unser Poter in der Prädigt g'sogt hot wie daß die Liebe die most important von alle christliche Tugende is und ich stimm mit der Kerch und mit unseren Glauben ieberein was ich mit eigne Unnerschrift testifeien eu

von eirem Schusterseppel
kadolischer Schriftsteller deitscher Sproch.

wird auch nichts kommen!"

„Macht die Regenschirme zu!", rief Luzia plötzlich auf.

Wie leiser Wind trug sich dieses Wort über die Tausenden. Überall schloß man trotz des sickernden Regens die Schirme, und überall wurde es totenstill. Über sechzigtausend Blicke wandten sich den Kindern zu.

Brennend waren diese Blicke. Selbst der Ungläubige konnte sich vor der eigenartigen, unruhigen Spannung nicht wehren, die sich über das ganze Tal gesenkt hatte.

Wieder rief Luzia: „Ein Blitz!"

Franz schaute auf. Jacinta erhob sich.

„Knie nieder, Jacinta, die schöne Frau, die schöne Frau, da ist sie!", flüsterte Luzia. Ihre Züge entspannten sich zu einem Lächeln, und dieses Lächeln übergoß ihr Antlitz mit einer Schönheit, die den großen, sie scharf beobachtenden Priester staunend in die Knie zwang.

Ein kleines Wölklein von unbeschreibbarer Feinheit und Helle bildete sich um die Kinder, stieg dann ungefähr fünfzehn Fuß in die Höhe, um sich noch zweimal auf die Kinder herabzulassen.

Vor den Kleinen stand, umgeben von einer Flut herrlichsten Lichtes, die schöne Frau.

Luzia, Jacinta und Franz sahen sie. Und sie empfanden, daß dieselbe unirdische Helle, in die sie hineinschauten, in ihnen war und ihnen zeigte, was sie sahen.

Das natürliche Auge kann so etwas nicht erblikken. Das natürliche Auge hat seine Grenzen dort, wo das Übernatürliche beginnt. Selbst zu große natürliche Helle macht es blind.

Selbst der Menschengeist mit seiner Phantasie und seiner Erinnnerungskraft kann nicht über die Grenzen des Endlichen hinüber. Stückweise erinnert sich nur der Geist an das Geschaute, und stückweise sucht die Phantasie zusammenzubauen. Das volle Bild des Geschauten ist nur in jener Helle zu erfassen, die damals, am 17. Oktober 1917, Geist und Seele der begnadeten Kinder einnahm.

Darum sahen nur jene die Erscheinung, denen diese Helle gegeben war. Und das waren die Kinder. Darum kann auch selbst das Wort der Kinder nicht in Worte fassen, wie sie wirklich aussah, die hohe Frau, die Mutter des Herrn. Ihr Gewand, ihre lächelnden oder traurigen Züge, ihre Hände und ihr Mund, alles das kann nur menschlich genannt werden, mit menschlichen Worten unvollkommen beschrieben werden.

Die vollkommene Wirklichkeit der Erscheinung ist nur im Lichte anderer Welten zu sehen und zu beschreiben.

„Wer bist du, schöne Frau? Warum kommst du zu uns?", fragte Luzia, und es war ihr, als wenn ihr die schöne Frau selbst diese Frage eingäbe.

„Ich bin die Liebe Frau vom Rosenkranz. Ich bin gekommen, die Gläubigen zu mahnen, ihr Leben zu ändern. Man soll hier, an diesem Orte, eine Kapelle bauen, die mir zu Ehre geweiht sei. Die Menschen sollen fortfahren, täglich den Rosenkranz zu beten. Der Krieg wird bald zuende sein, und die Soldaten werden in Kürze heimkehren."

Großer Ernst begann darauf das strahlende Antlitz der Gottesmutter zu umschatten. Stumm schaute sie auf die Kinder. Dann sagte sie fast bittend:

„Laßt die Menschen nicht länger Gott beleidigen. Er ist jetzt genug beleidigt worden."

Darauf breitete die heilige Jungfrau von Fatima ihre Hände aus. Erstaunt richteten sich die Blicke der Kinder auf diese Hände der Mutter des Herrn. Als wenn alles Licht der Erscheinung ihnen entströmen wolle, so begann es aus ihnen aufzuleuchten und in strahlendem Lichte dem Himmel zuzufluten. Unter der Kraft dieser Lichtstrahlen teilten sich die schweren, grauen Wolken des finsteren Oktobertages, und hoch am Firmament zeigte sich die Sonne.

Aber was war das für eine Sonne!

„Schaut, die Sonne!", rief Luzia auf.

Die heilige Gottesmutter hatte sich den Blicken der Kinder entzogen. Aller Regen war plötzlich fort, und hoch am Himmel stand die Sonne, eine mächtige Silberscheibe, in die man mit bloßem Auge hineinschauen konnte.

Und doch glühte sie hellsten Tag.

Da begann sich die Sonne in rasender Geschwindigkeit um sich selbst zu drehen.

Entsetzt sprangen Tausende von Menschen auf und starrten auf das Niegesehene. Über sechzigtausend Menschen wurden stumm vor Schrecken. Bauern, Gelehrte, Priester und ungläubige Zeitungsschreiber, Matrosen, Nonnen, Arbeiter, Politiker, alle schauten sie und zitterten.

Glänzend wie hellstes Silber war die Sonne. Das Licht aber, das von ihr zu den Menschen kam, war auf einmal keine Tageshelle mehr. Gelbes, grünes, blaues, rotes und violettes Licht umhüllte abwechselnd das ganze Tal.

Und dann schrien die Menschen auf, in größter Furcht und tiefstem Erschrecken.

Die Sonne war aus ihrer Bahn geraten. Losgelöst von allen Gesetzen der Natur, stürzte sie in mächtigen Zickzacksprüngen der Erde zu.

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Heilige Maria! Ich bekenne Gott dem allmächtigen Vater! Heilige Jungfrau! Gekreuzigter Gott, Erbarmen!", schrie es aus tausenden Kehlen und erschütterten Seelen zum Himmel hinauf.

Herr Markus lag mit weitgeöffneten Augen auf beiden Knien, die Arme kraftlos von den Schultern hängen lassend. Eiskalt war es ihm in seiner Brust geworden. Das Herz schien überhaupt nicht mehr zu schlagen Ob es Schrecken war oder übermächtigende Seligkeit, wußte er sich nie zu sagen. Es war nicht menschlich, es war nicht mehr irdisch, ganz gleich, was es war. Und es war erschütternd schön.

Herr Cruz und Herr Faustino waren ganz still. Sie lächelten.

Der hochwürdige Herr Lukas aber betete mit kräftiger Stimme den fünfzigsten Psalm Davids, und nach jedem Ferse rief er mit gewaltigem Brustschlagen: „Miserere mei, Deus!"

Über zehn Minuten lang dauerte das Sonnenwunder.

Während die Menschen schrien oder erstarrten, knieten Luzia, Jacinta und Franz in neuer Verzückung vor dem Stumpf des Eichbäumchens.

Links neben der mondbleich gewordenen Sonne strahlte vor ihnen das Bild der freudenreichen Rosenkranzgeheimnisse auf. Sie sahen die heilige Familie. St. Joseph hielt den Jesusknaben, neben ihm stand Maria, die Königin des Rosenkranzes, in weißem Gewand und lichtblauem Mantel.

Dieser Vision folgte eine zweite, die nur der Luzia sichtbar war. Maria des Karfreitages, die Schmerzhafte Mutter des Kreuzesmannes, und neben ihr stand der Menschgewordene Welterlöser selbst, der segnend Seine Hände über die Menge streckte.

Darauf folgte eine Vision der glorreichen Maria. Sie trug das Kleid, das wir ihr als Unsere Liebe Frau von Carmel geben. Auf ihren Armen trug sie ihren göttlichen Sohn. Ihr Haupt war geschmückt mit der Krone des Himmels.

Etwas über zehn Minuten dauerte das große Wunder von Fatima.

Die Sonne war wieder in ihrer alten Bahn. Immer noch schrien die Menschen. Immer noch standen andere steinerstarrt da. Immer noch lagen viele wimmernd und weinend im Schmutz der regendurchwühlten Erde, Haupt oder Gesicht in Hände und Tüchern vergraben.

Des Herrn Markus Lippen begannen zu beben. Er hatte die Sonne in denselben Zickzacksprüngen dem Firmament zurasen sehen, mit denen sie vor ein paar Augenblicken auf das Tal sich zu stürzen schien. Nun stand sie wieder still und majestätisch hoch oben, und ihr Licht war golden strahlend wie immer.

„Ein Wunder!", schrie da plötzlich der hochwürdige Herr Lukas aufspringend aus. „Herr Markus, Herr Erzpriester, ein Wunder! Ich bin ganz trokken!"

Dieses aufgeregte Rufen des lebhaften Herrn Lukas brachte den Herrn Markus auf die Füße.

Wahrhaftig, so war es! Eben noch war er klitschnaß — hatten sie doch alle ziemlich lange im kalten Regen gekniet — und jetzt auf einmal war alles trocken. Von oben bis unten trocken. Sogar die Schuhe.

Links und rechts sprangen die Leute auf und betasteten ihre Kleider.

Da sang plötzlich ein Lied unweit des Herrn Markus auf, gesungen von einer Frauenstimme, so rein, so weinend und so voller Inbrunst, daß der Pfarrer von Fatima von neuem in die Knie sank.

Dicht hinter ihm, auf dem Trittbrett ihres Autos stehend, sang Senhora Maria Lisboa aus Verdis Forza Del Destino das „La Virgine degli Angeli". Mit ringenden Händen sang sie es und mit tränenübergossenem Antlitz. Das war kein Theaterspiel, das war das beste, was sie in jenen Augenblicken geben konnte.

So glaubte es Herr Lukas zu verstehen, als er sich der der Sängerin empört zugewandt hatte. Senhora Maria Lisboa, diese bekannte Sünderin, wollte der heiligen Jungfrau ihren Huld zahlen. Und das darf nicht gestört werden. Das muß unterstützt sein.

Gar bald stand Herr Lukas neben ihr. Er war wohl bewandert in weltlichen Dingen. Auch in der weltlichen Musik. Gott hatte ihm einen mächtigen Baß gegeben. Und den begann er jetzt zu benutzen. Er sang mit Senhora Maria, und sein Singen brachte ihn in so tiefe Erschütterung, daß auch ihm die Tränen kamen und sein Baß nie gekannte Stärken erreichte.

Wo die spanischen Sänger herkamen, hatte Herr Markus nicht bemerkt. Er wußte nicht einmal, daß sie da waren. Sie standen plötzlich auch am Auto der Senhora Maria, und sie sangen mit ihren herrlichen Stimmen mit das Lied an die Königin der

Engel.

Tiefste Stille herrschte überall dort, wo das Lied hinklang. Es wirkte beruhigend auf die vielen, die eben noch ihrer großen Angst nicht Meister werden konnten. Überall kniete man nieder und schaute, dem Liede lauschend und das Lied mitbetend, zum hohen Himmel hinauf.

Als der Sang verstummte, brach Senhora Maria Lisboa zusammen. Sie fiel zur Erde nieder, vergrub ihr Antlitz in den Staub des Bodens, und heißes Weinen erschütterte ihren Körper.

Ein älterer, feingekleideter Herr, der mit ihr war, stellte sich auf das Trittbrett des Autos, und begann laut das Glaubensbekenntnis zu beten. Und alles betete mit.

Langsam erwachten Luzia, Jacinta und Franz aus ihrer Erstarrung. Jacinta fuhr zusammen. Ihre Augen sahen nun wieder das Irdische, und dieses Irdische packte sie mit großen Bangen.

Die vielen, vielen Menschen, die da auf sie schauten. Konnte sie doch jetzt ganz allein über die Felder nach Hause eilen, um sich irgendwo hinzusetzen und an all das Schöne zu denken, das sie sehen durfte.

Das Erwachen war hart. Ihr wie auch dem Franz und der Luzia.

Da war sie nun wieder, die graue Wirklichkeit mit all' den vielen Fragen, mit all' dem vielen Mißtrauen. Die Wirklichkeit ohne jener Helle, die von Maria kam.

Luzia faßte sich schnell. Auch Franz suchte sich zusammenreißen. Er dachte an die Heiligen Jungfrau Worte von der Buße. Er wollte auch jetzt alles, was die vielen Leute fragen und sagen könnten, als Buße auf sich nehmen. Er wollte geduldig bleiben.

Und das war nicht leicht. Nichts war leicht. Vor ein paar Minuten noch, als das Große geschah, als das Licht noch in ihm war, hätte er alles tun können. Jetzt war aber alle Himmelskraft dahin. Er war wieder allein, auf sich selbst angewiesen.

Bald aber, so hatte die heilige Jungfrau doch im Sommer gesagt, wird er diese Helle immer schauen dürfen. Er und Jacinta werden nicht lange leben. Warum die Menschen fürchten?

Jose kam dem kleinen Franz in den Sinn.

Wenn er jetzt hier wäre, der alte, der liebe Vagabund. Warum hat Gott ihn so früh sterben lassen?

Was auf Erden schön ist, hat auf Erden sein Ende. Dieses Ende kommt zur unerwarteten Stunde, rasch und plötzlich. Es kommt, um in uns die Sehnsucht nach dem Urquell der ewigen Schönheit wachzuhalten.

Jacinta drängte sich entsetzt an ihren Bruder Franz. Sie sah Frauen und Männer auf ihren weinen konnte, fühlte sie sich von den Armen ihres Vaters emporgehoben.

Wie von vielen Qualen erlöst, schlang sie ihr linkes Ärmchen um Manuel Pedros Nacken, zitternd und schluchzend vergrub sie ihr Antlitz in Falten der weiten Jacke ihres Vaters. Sie merkte kaum, daß Zeitungsleute sich herangedrängt hatten, die sie und ihren Vater photographierten.

Franz schritt hinter seinem Vater her.

Manuel Pedro betete als er sein Kind durch die Menschenmengen trug. Und Mutter Olimpia weinte.

Mutter Maria Rosa stand zur selben Zeit vor ihrem Kinde Luzia. Sie hätte dem Kinde die Wangen streichen mögen. Sie wagte es aber nicht. Etwas wie Furcht vor Luzia hielt sie davon ab.

Auch ihr, der Mutter Maria Rosa, standen dicke Tränen in den Augen.

Sie hatte ihrem Kinde nicht geglaubt, hatte es geschlagen und gestossen. Und Luzia hatte doch nicht gelogen. Die heilige Maria war wirklich da. War ihrem eigenen Kinde erschienen. Tausende von Menschen hatten gesehen, was geschehen war. Tausende von Menschen waren hergekommen, weil die Kinder seit Wochen bereits Tag und Stunde vorausgesagt hatten, an dem die heilige Gottesmutter ihr Kommen nach Fatima beweisen werde.

Mutter Maria Rosa war von allen ihren Zweifeln befreit.

Wie gerne wollte sie ihr Kind küssend um Verzeihung für alles bitten, was sie ihm angetan.

Sie sagte aber nur mit ihrer alten rauhen Stimme:

„Komm, Luzia, wir gehen heim."

Unweit der Luzia stand Antonio, ihr Vater, umgeben von einer Gruppe Fatimabauern. Vor ihnen stand Ludwig.

„Das werdet ihr bereuen, ihr Lumpen", knirrschte Ludwig die Bauern an.

Dem Antonio und den Bauern war das Kommen Ludwigs recht. Sie alle hatten Tränen in den Augen gehabt. Sie alle hatten in großem Bangen Gottes Barmherzigkeit angerufen, als sie das Wunder der Sonne sahen.

Jetzt, nachdem alles vorbei war, jetzt, nachdem sie der großen Liebe Mariens ganz sicher waren — und diese Sicherheit war ihnen beim Anblick ihrer so plötzlich trocken gewordenen Kleider gekommen — schähmten sie sich ihrer Männertränen. Darum

waren sie froh, als der zornsprühende Ludwig vor ihnen auftauchte.

„Junge, geh nur nach Hause, sonst sperren wir dich und deine Freunde noch einmal ein. Nächstes Mal kommt ihr in einen Schweinstall."

Sprach Antonio, und er hätte noch viel mehr sagen mögen. Doch Ludwig und seine Freunde drangten sich unter die vielen Leute und verschwanden.

Herr Markus sah Manuel Pedro mit Franz und Jacinta gegen Fatima wandeln. Nach einer Weile sah er auch Mutter Maria Rosa mit einigen anderen Frauen. In ihrer Mitte schritt Luzia.

Einen großen Segen sandte der Pfarrer von Fatima den Kindern nach, während er laut das fromme Marienlied mitsang, das die Leute um ihn herum angestimmt hatten.

„Herr Pfarrer", sprach da plötzlich Rosa an, „schicken Sie mich ins Kloster."

Da kam dem Herrn Markus zum ersten mal das Lächeln. Gütig schaute er dem in Tüchern gehüllten Mädchen in die Augen. Dann sprach er:

„Komme nächste Woche zu mir, Kind. Dann haben wir Zeit, die Sache zu besprechen. Inzwischen überlege dir einmal ganz gut, wen du im Herzen hast, den Ludwig oder die heilige Maria."

„Die heilige Maria, Herr Pfarrer. Ich habe den Ludwig gern gehabt. Vielleicht habe ich ihn immer noch gern. Aber, Ludwig, meine Sünde und die heilige Gottesmutter gehen nicht zusammen. Der Ludwig will von der heiligen Gottesmutter nichts wissen. Ich habe zwischen beiden gewählt. Schicken Sie mich ins Kloster."

„Bete, Kind", sprach Herr Markus, und segnete sie.

Es war bereits weit nach ein Uhr Nachmittag. Herr Markus stand immer noch mit seinen geistigen Freunden auf der kleinen Anhöhe in der Nähe des Gnadenortes. Immer noch knieten und beteten und sangen Tausende von Menschen Maria zu Ehren im hellen Oktobermittag.

Neben den Herrn Markus stellte sich der Herr Manuel.

Er war da gewesen. Er hatte die Wunderstunde von Fatima mitgemacht.

Jetzt erst hatte er seinen alten Freund, den guten Pfarrer von Fatima gefunden. Kein Wort war zwischen den zwei Priestern gesprochen. Sie hatten sich nur beide Hände gereicht, und beiden liefen die Tränen über die Wangen. Herr Cruz aber segnete mit großem Kreuzzeichen das Zusammenkommen der zwei Priester.

„Lieber Gott, liebe heilige Maria", sprach Herr Markus da laut zum Gnadenort zu, „jetzt sind meine Sorgen vorbei. Die nächsten Sorgen nimmt ein anderer. Jose ist im Himmel, Rosa werde ich ins Kloster schicken, falls es Euer heiliger Wille ist, Herr Manuel ist hier, und mein Fatima ist wie Lourdes. Die heilige Maria, Unsere Liebe Frau von Fatima war hier, und ihr Segen wird bleiben. Jetzt, liebe Gottesmutter, sorge dich um einen anderen Priester für Fatima. Es wird hier keine Ruhe mehr sein. Keine Ruhe, bis alles ruht in Deinem Sohne Jesus Christus. Ich bin zu alt, die Unruhe Deiner Pilger mitzutragen, heilige Maria. Suche dir einen stärkeren Priester, und hilf mir, meine Unruhe zur Ruhe in Gott zu bringen."

Herr Faustino und Herr Cruz schauten stumm auf den so sprechenden Pfarrer von Fatima. Herr Lukas fragte staunend:

„Sie wollen sich von Fatima fortmelden? Jetzt, wo Fatima berühmt wird?" Herr Manuel sprach aber gleich dazwischen die Schlußworte der neunten Sonntagsstunde des Priesterbreviers:

„O Herr, dein Heil ersehne ich, und meine Lust ist dein Gesetz.

Mög leben meine Seele und dich loben,
und Dein gerechtes Richten soll mir helfen.
Ich irrt' umher wie ein verlorenes Schaf;
such Deinen Knecht, o Herr,
denn nicht vergeß ich Dein Gebot."

Und Herr Markus sprach ein lauutes Amen.

Das waren die Sorgen des Herrn Markus, des Pfarrers von Fatima in Portugal.

(Fortsetzung folgt.)

Der größte Reichtum ist, nach keinem Reichtum streben.

Alles kommt auf den Gebrauch an, den man von der Sache macht. Bist du arm, aber weise dabei, so kannst du ruhigen Herzens dahinleben. Bist du aber reich und fliehest die Tugend, so bist du der allerunglückseligste Mensch. Denn auf das sollen wir unser Augenmerk richten, was auf die Tugend Bezug hat. Wo diese fehlt, da nützt uns alles andere nicht.

Zehn Ave nacheinander,
Verdummen, wie es heißt.
Zehn Flüche nacheinander,
Erhellen die den Geist?
Tränen sind die Wasser der Auferstehung des Herzens.

FATIMA STUDENT BURSE

Wir haben gerade wieder einmal das schöne Weihnachtsfest erlebt. Wie gut unser Gott doch mit uns ist. Zur Erlösung aller, der Reichen und der Armen, der Glaubenden und der Ungläubigen, der Zivilisierten und der Wilden, der Gottliebenden und der Gotthasser ist Er Mensch geworden.

Wann wird die große Stunde der Erlösung aller kommen? Der Erlösung aller Menschen von Sünde und Haß, von Heidenglauben, Unwissenheit, Lieblosigkeit und Höllenketten? Wenn allen das Evangelium gepredigt wird. Allen und überall. Heute wird das Evangelium noch lange nicht jedem gepredigt. Es sind nicht genügend Priester da, die das tun könnten.

Unsere Student Burse will der Priesternot abhelfen. Sie sammelt Gelder für ewige Freistellen armer Knaben, die gerne Priester werden möchten. Kann man wohl etwas Schöneres, Gottgefälligeres tun als Ihm Priester zu geben? Unsere Sammlung für eine weitere Freistelle steht unter dem Schutz Unserer Lieben Frau von Fatima. Möchtest nicht auch du ihr zu Ehren ein schönes Opfer bringen?

Bis jetzt eingenommen:	$20.00
Frau John Eisler, Kendal, Sask.	2.00
	$22.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.